Heinrich von Cerons.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell &c.

Aus dem Englischen.

Drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Zwölftes Kapitel.

Nicht ohne innige Freude erblickte ich endlich nach einem langen und für die schöne Luise ermüdenden Marsche das Lager der reformirten Armee, die sich von ihrem früheren Standorte nicht gar weit entfernt hatte. Die Bequemlichkeit der Truppen war hiebei möglichst vorgesehen, und der größere Theil derselben lag in der Stadt Loudun und den benachbarten Dörfern im Quartier. Jedoch waren drei bis vier der letzteren südöstlich vou Loudun durch lange Reihen von Zelten zu Einem Lager verbunden, das den Soldaten zu den gewöhnlichen Tagsbeschäftigungen diente und hier wehten auch die Fahnen des Prinzen Condé. Da ich wußte, daß sich hier meine eigenen Zelte und Bagage befinden mußten, richtete ich nach dieser Seite meine Schritte.

Die Kälte hatte etwas nachgelassen, und die Sonne schien hell und klar, als meine kleine Cavalcade sich einer Batterie von drei kleinen Feldstücken näherte, welche den Haupteingang zu dem im Mittelpunkt liegenden Dorfe

vertheidigten. Es war eine freundliche, heitere Scene, das Kampfgetümmel hatte für den Augenblick aufgehört, und die Soldaten belustigten sich so gut sie konnten. Freilich waren vor der Außenseite des Lagers ihre Vergnügungen ziemlich athletischer Natur, denn es bedurfte starker Körperbewegung, um in der furchtbaren Kälte der Jahrszeit das Blut in freiem Umlauf zu erhalten. Eine bedeutende Zahl Offiziere und Edelleute sahen in der Nähe der Batterie dem winterlichen Schauspiel zu, und da meine Ankunft einen kleinen Zwischenakt in dem monotonen Lagerleben der letzten zwei Tage bildete, so kamen fünf bis sechs meiner Bekannten auf mich zu und wünschten mir mit freundlichem Händedruck zur sichern Heimkehr Glück.

„Ei, ei, glücklicher Cerons," rief Einer mit bedeutungsvollem Blick auf Luisen, die sich bei unserer Ankunft Kopf und Gesicht mit dem Schleier verhüllt hatte, „Ihr habt, wie gewöhnlich, gute Beute gemacht."

Er konnte sich dabei des Lachens nicht enthalten, und ich erwiederte: „Alles, was mir in die Hände fiel, schickte ich vorgestern ins Lager zurück, allein wir bekamen nichts, als was in den Zelten war. Doch war ich so glücklich, meine schöne Base, das Fräulein von Blancford, aus den Händen der Katholischen zu befreien, welche sie gefangen hatten, und deßhalb muß ich mich nach einem ordentlichen Quartier umsehen. Könnt Ihr mir nicht sagen, Herr von Luze, wo meine Leute mit der Bagage sind?"

„O, der Prinz von Condé hat ganz besondere Fürsorge für Euch gehabt," sagte der Andere lachend. „Ihr bekommt

das Haus eines fetten Pächters da droben am Ende des Dorfs, und hart daneben eine Hütte für Eure Leute. Montgomery und ein halb Dutzend Andere bewarben sich darum, aber der Prinz erwiederte, Ihr hättet ihm vorige Nacht durch Eure Armee von Bagagewagen auf dem Hügel einen eben so großen Dienst gethan, als wenn Ihr ihm zehntausend Mann zugeführt, und da er Euch dem Feind nachgesendet, wolle er nun auch Euren Quartiermeister machen."

Ich dankte dem Freunde für seine Auskunft und wollte weiter reiten, aber ein Anderer, nach dem Zügel greifend, hielt mich an mit der Frage: „Pflegt Ihr immer in den Krieg zu ziehen, wackerer de Cerons, mit einem Kammermädchen in Eurem Gefolge?"

Meine Wange begann zu glühen, denn ich meinte der Ausdruck gelte Luisen, aber im Augenblick fügte er bei: „Freilich weiß ich nicht, ob Ihr schon Kunde davon habt, aber drei oder vier Kammerfrauen mit fünf bis sechs alten rothnasigen Dienern, und einem guten, alten Geistlichen, der uns gestern eine recht hübsche Predigt hielt, haben mit Recht oder Unrecht von Eurem Quartier Besitz genommen, obgleich es der Prinz mir und Montgomery verweigerte."

„Deines Vaters Dienerschaft und La Tour, und Deine eigenen Frauen, Luise," sagte ich. „Wir müssen vorwärts und sie aufsuchen. Sie freuen sich gewiß, uns in Sicherheit zu sehen."

Allein ich sollte nochmals angehalten werden, denn einer der erwähnten Offiziere rief mir beim Wegreiten nach:

„He, Cerons! wo bekamt Ihr das Feldzeichen, das der Mann dort trägt? Es ist Martiques eigene Fahne.“

„Sie gehört ihm nicht mehr,“ war meine Antwort. „Das Wahre ist, gestern Nacht fiel ich über ihre Quartiere her in ihrem eigenen Lager. Sie setzten mir nach, wir trieben sie zurück, und nahmen ihnen die Fahne.“

„Wahrhaftig, Ihr seyd der glücklichste Mann im Lager,“ rief ein Anderer. Ich wartete aber keine weitere Bemerkung ab, sondern ritt möglichst schnell dem bezeichneten Quartiere zu. Schon hatten uns einige scharfe Augen ausgespäht, und ehe wir das Haus erreichten, kam uns der gute La Tour durch das kleine Hofthor entgegen. Sein Gesicht glänzte vor Freude, als er mich begrüßte, aber noch zehnmal mehr, als er Luisen neben mir erblickte, und, mich so innig umarmend als meine eiserne Hülle erlaubte, rief er: „Ich gäbe wirklich keinen Soldaten, lieber Heinrich. Ich hab' in jeder Minute mehr Angst ausgestanden, als Ihr Euch vorstellen könnt. Bei der unbedeutendsten Bewegung im Lager meinte ich, Ihr kämet zurück, oder es brächte Jemand die Nachricht von Eurem Tod, oder Eurer Verwundung.“

„O, dergleichen würdet Ihr bald vergessen, lieber Freund,“ sagte ich. „Aber hier ist ein armes Mädchen, der Aufrichtung, des Trostes sehr bedürftig, ich lasse sie hier, sie mag Euch ihre und meine Geschichte erzählen, während ich gehe und dem Prinzen von Condé Bericht abstatte.“

„Ja das müßt Ihr alsbald,“ erwiederte der gute Alte, „denn ich höre, er bricht diese Nacht nach Niort auf, oder

morgen früh. Inzwischen will ich für das liebe Kind Sorge tragen bis zu Eurer Wiederkehr, und — sieh da die gute Marquelette, die ihre Gebieterin willkommen heißt."

Während Marquelette buchstäblich laut aufschrie vor Freude und Ueberraschung, gab ich Moric Befehl, die Mannschaft einzuquartiren, und unsere Gefährten, die Arquebusiere zu Pferd, auf meine Kosten zu bewirthen. Dann begab ich mich mit einem Knaben, der mir den Weg weisen mußte, und einem meiner eigenen Leute, der die eroberte Fahne trug, in aller Eile nach einem alten Schlosse, genannt das Herrenhaus, dem gegenwärtigen Quartier des Prinzen. Auf dem Platze war ein großes Hin- und Herrennen von Leuten, die sich, wie es schien, zur Abreise rüsteten, aber eingeführt fand ich den Prinzen ganz ruhig neben de Luze sitzen, der ihm kurz zuvor meine Ankunft gemeldet. Es waren noch mehrere Andere anwesend, unter ihnen der berühmte Montgomery, bekannter durch die zufällige Tödtung Königs Heinrich II., als durch alle seine kühnen, tapfern, ritterlichen Thaten, und ein Paar andere Edelleute; Alle sahen heiter und aufgeräumt aus.

„Ihr findet uns lachend bei Eurer Rückkehr und eben so herzlich lachten wir, als Ihr ginget, Herr von Cerons," sagte der Prinz, „wegen Eurer Geschichte mit den Troßbuben und Bagagewagen und Eurer trefflich gelungenen Kriegslist. Einer von Herrn von Coligny's Division nahm einen Offizier aus der Umgebung des Herzogs von Anjou gefangen, und von ihm erfuhren wir, daß die Erscheinung des dritten Lagers und ein Scharmützel vor dessen Fronte

in der Frühe die einzige Ursache von dem eiligen Aufbruche des Feindes war. Aber wie ist es Euch seither ergangen? Ihr seht, wir haben in Eurer Abwesenheit für Euch Sorge getragen."

„Mir ist es ausnehmend gut ergangen, gnädiger Herr," erwiederte ich, „ich hab' Euch eine Fahne mitgebracht, die wir dem Feinde abnahmen. Es heißt, sie gehöre Martique."

„O dem kann sie nicht gehören," rief der Prinz. „Er hätte angegriffen, sie wieder zu gewinnen, und würd' es ihm auch das Leben gekostet haben."

„Wir nahmen sie auch nicht in der Verfolgung," sagte ich, „sondern erst gestern Nacht. Ich überfiel sie auf ihrem rechten Flügel und war einige Minuten in ihrem Lager."

„Seyd Ihr toll, de Cerons?" rief der Prinz. „Wie, meine Herren, ich hielt mich bisher für den größten Wagehals in der Armee, aber dieser junge Mann, scheint's, ist entschlossen mich zu verdunkeln. Eine Alerte (Ueberfall) auf sie machen mit weniger als hundertfünfzig Mann! Aber, wenn ich fragen darf, wie Viele brachtet Ihr zurück?"

„Alle sammt und sonders, die ich mitnahm, Eure Hoheit," erwiederte ich, „und nur Einer erhielt eine leichte Wunde. Es mag ein Glück für mich seyn, daß ich Martiques Fahne mitbrachte, sonst möchte man wohl meiner Erzählung keinen Glauben schenken, so einfach sie ist."

„O, wir glauben Euch in vollem Maße," sagte der Prinz, „und als einzig würdige Belohnung für den vor drei Nächten geleisteten Dienst war ich Willens, Euch zum

Ritter zu schlagen. Aber Montgomery bat mich noch ein Paar Tage zuzuwarten."

„Und warum, wenn ich bitten darf?" fragte ich, mich nicht ohne Befremden zu Montgomery wendend.

„Aus keiner bösen Absicht, das kann ich Euch versichern, Herr von Cerons," erwiederte dieser. „Ich dachte mir, empfingt Ihr für diese That den Ritterschlag, möchten Euch die Spaßvögel bei Hof den Ritter von den Bagagewagen nennen."

„Nun müssen sie ihm wohl einen andern Namen geben," sagte der Prinz, „da liegen die Sporen, er soll sie diese Nacht noch an den Fersen haben, und sie mögen ihn dann Chevalier Alerte nennen, wenn es ihnen so beliebt."

Ich dankte dem Prinzen, wie man sich vorstellen kann, denn ich denke, die Zeit war nie und wird nie seyn, wo ein Mann von Ehre und Muth den Schwertschlag auf die Schulter bekommt ohne das freudigste Gefühl und verdoppelte Energie. Inzwischen hielt ich es für passend, Seine Hoheit von der Ursache meines verwegenen Eindringens ins feindliche Lager in Kenntniß zu setzen, damit nicht meine persönlichen Motive als Ehrenschmälerung meines Betragens betrachtet werden möchten. Ich erzählte den ganzen Handel aufs Getreuste und der Beifall des Prinzen schien dadurch noch eher zu wachsen. Als ich der Weigerung des Barons von Blancford erwähnte, die Gelegenheit zur Flucht zu benützen, ward der Prinz stille und nachdenklich.

„Schon lange," sagte er, „geht das Gerücht, daß der

Baron in seinem Glauben gegen Gott und seine Waffengenossen schwanke. Auf Ehre! es wäre nicht mehr als billig, das schöne Fräulein als Geisel für ihres Vaters Benehmen zu behalten. Was meint Ihr, de Cerons?“ fügte er lächelnd bei; „wollt Ihr die Rolle des Wächters übernehmen?“

„Ich bitte Euer Hoheit,“ erwiederte ich, „an dergleichen nicht zu denken. Vielmehr möcht' ich Euch ersuchen, einen Parlamentär ins feindliche Lager zu senden mit der Anfrage, ob der Baron von Blancford als Gefangener zurückgehalten werde oder nicht. Im Fall der Verneinung möge seiner Tochter und Dienerschaft unverweilt sicheres Geleit Behufs ihrer Reise zu dem Baron zugesendet werden. Zugleich will ich dem Baron schreiben, und ihm die Ursache von der zeitigen Entfernung seiner Tochter auseinandersetzen. Ich hoffe, Euer Hoheit werden mir diese Bitte nicht verweigern.“

„Gewiß nicht, Cerons,“ war die Antwort; „aber wenn ich's thu', dürft Ihr nicht erwarten, daß ich Euren saubern Herrn Vetter schone. Hat er sich doch äußerst elend in der ganzen Sache benommen, und so mag er denn auch wissen, daß wir ihn nicht anders beurtheilen.“

„O, in dieser Beziehung mag Eure Hoheit nach Belieben verfahren,“ erwiederte ich. „Ich wünsche nicht im Geringsten, hab' auch keinen Grund dazu, daß man schonend mit ihm zu Werke gehe. Und doch, gnädiger Herr, dürfte er Gründe haben für sein Betragen, die uns freilich nicht bekannt sind.“

„So sey es denn, de Cerons; ich gebe Euch die Depesche noch diese Nacht. Aber um die Besorgung müßt Ihr Euch selbst bemühen, denn morgen früh zwei Stunden vor Tag brech' ich nach Niort auf, wo ich in den fünf bis sechs Tagen meines Aufenthalts wohl genug zu thun haben werde. Gilt es doch Geld herauszupressen aus den zähen Händen der Wucherer, und Succurs von jenem großen, kieselherzigen Weibe, der englischen Elisabeth, die zwar die innern Zwistigkeiten der Franzosen gar gerne sieht, ihren Bundesgenossen aber nur in den höchsten Nöthen beisteht."

„Ich dachte, gnädiger Herr," sagte ich, „nach dem, was ich von Martin Bern, dem Kaufmann gehört, den Bedürfnissen Eurer Hoheit wäre bereits auf leichtere Weise abgeholfen."

„Er hat allerdings Was gethan," war die Antwort, „und geht dabei ehrlich zu Werke. Aber er muß sich wieder mit unzähligen Juden und Lombarden benehmen, und nun hat er sich nach Paris begeben, mit gar wenig Hoffnung, die Wechsel anders als zu einem übertriebenen Disconto los zu werden."

Die Nachricht von Martin Berns Abreise ohne Zurücklassung meiner Verschreibung war mir, wie man sich denken kann, nichts weniger als angenehm. Ich versank einige Augenblicke in Nachdenken, während der Prinz die bewußte Depesche schrieb und über die Art der Besorgung einige Notizen gab.

„Kommt, de Cerons," sagte er freundlich, als er fertig

war, „Ihr scheint niedergeschlagen, lieber Freund. Kniet nieder. Wir wollen Euch vor unserer Abreise zum Ritter machen, da junge Ritter, wie man sagt, immer leichten Herzens sind. Condé gibt Euch den Schlag, Montgomery schnallt Euch die Sporen an und sieh! hier kommt d'Andelot, den die Hand des großen Franziscus selbst auf seinem ersten Schlachtfelde zum Ritter schlug. Er soll Euch das Schwert umgürten."

Gewiß hätte mir diese Ehre von keinen würdigern Händen widerfahren können, und wohl durft' ich mit freudigem Herzen nach meinem Quartier zurückkehren, denn nun hatte ich auf der selbst erwählten Lebensbahn eine Stufe errungen, die alle bisherigen weit überragte. Von dem schmalen Geldvorrath, der mir noch geblieben, vertheilte ich hundert Kronen unter meine Leute als Ehrengeschenk, und dann eilte ich in die Stube des Pachthauses, wo Luise mit dem guten La Tour und Frau Marquelette mich erwartete. Die beiden Letztern hatten inzwischen volle Zeit gehabt, ihre Freude über den unerwarteten Besuch zu äußern, und alle Drei umstanden mich mit seltsam gemischten Empfindungen, wie mir nicht entgehen konnte. Dieser innere Zustand sprach sich denn auch in einer gewissen Verlegenheit ihres Benehmens aus, die sich nur dann erklären läßt, wenn wir bedenken, daß sie mich kurz zuvor noch als Knaben, ja wenn man will, als Kind zu betrachten gewohnt gewesen, als ein Kind sage ich, das sie zu leiten, zu ermahnen, zu beaufsichtigen hätten. Und nun fanden sie plötzlich diesen Pflegling in einen Chef verwandelt, der für sie sorgte, sie beschützte,

und zwar all dieß mit dem Tone der Unabhängigkeit, der Autorität, und indem er eine Gewalt, einen Anspruch geltend machte, die sich mit ihren frühern Begriffen nicht vereinigen ließen.

Mochte mich auch der alte Geistliche nicht mehr als bloßen Knaben betrachten, so konnte er doch kaum begreifen, wie alle die Leute, die er um sich sah, meinen Befehlen so pflichtschuldigen Gehorsam leisteten. Da war der Eine bemüht, mir den Helm abzunehmen, ein Anderer wartete auf den Küraß, oder bat um meine Befehle, Jener stattete mir Rapport ab. Gewiß war Frau Marquelette nahe daran, mich nach beseitigtem Helm am Kopf zu nehmen, wo sie die braunen Locken wieder sah, die sie in meiner Kindheit sich um die Finger zu winden gewohnt gewesen. Luise allein schien mich als Mann und Befehlshaber zu betrachten, wir müssen aber auch bedenken, daß sie sich seit ihrer Kindheit auf meinen Arm gelehnt, daß ich nicht nur ihr Gespiele, sondern auch ihr Rathgeber, ihr Beschützer gewesen, daß sie mit mir, dem Stärkern, Kräftigern aufwachsend, dem Veilchen zu vergleichen war, welches im Schatten, aber auch unter dem Schutze des höhern Gesträuchs erblüht.

Der gute La Tour war äußerst ernst und nachdenklich und beim Abendessen entging es mir nicht, daß er häufig, Messer und Gabel beiseite legend, in tiefes Träumen verfiel. Luise dagegen war heiter und glücklich, voll Freude und Zufriedenheit, sich wieder unter ihren Lieblingen zu sehen. Dabei ließ sich aber seit der vergangenen Nacht eine kleine Anwandlung von Schüchternheit — darf ich mich dieses

Ausdrucks bedienen? nein nicht Schüchternheit, auch nicht gerade Zärtlichkeit, vielmehr eine Tiefe, eine Innigkeit, eine Herzlichkeit des Tons in Allem, was sie mir zu sagen hatte, nicht verkennen. Obgleich die Farbe ihrer Wange sich höher röthete, der Ausdruck ihres Auges inniger wurde, wenn die Unterhaltung auf einen interessanten Gegenstand fiel, war doch ihr Gefühlswechsel hinsichtlich meiner, man vergönne mir dieß Paradoxon, weniger vollständig, obwohl größer, als der der beiden Andern. Sie betrachtete mich mit Gefühlen, die nur eine Erweiterung der frühern, innern Zustände waren, die Andern dagegen betrachteten mich aus einem ganz neuen Gesichtspunkte. Hätt' ich noch irgend daran gezweifelt, würde mir folgender kleine Vorfall vollkommene Gewißheit gegeben haben.

Mit jugendlicher Eitelkeit erzählte ich während des Essens, daß mir Prinz Condé, damals der große Held der protestantischen Partei — so eben mit eigener Hand den Ritterschlag gegeben habe. Luise fuhr von ihrem Sitz auf, ihre Augen, ihre Wangen glühten, und in ihren Blicken spiegelte sich ein Vergnügen und eine Seligkeit, die ich nie vergessen kann. Thränen der innigsten Freude drängten sich hervor, und ihre Lippen konnten alle die glückwünschenden Worte kaum ausdrücken. Gleich drauf aber setzte sie sich wieder, indem sie mir die Hand reichte. In frühern Zeiten würde sie mich in die Arme geschlossen, ihren Glückwunsch auf meine Lippe gedrückt haben.

Nach dem Essen machte ich die Runde durch meine Quartiere, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, während

Luise, ermüdet von den Beschwerden der letztvergangenen Zeit, sich bald nach meiner Rückkehr zur Ruhe begab. Frau Marquelette und eines ihrer Mädchen, denen dasselbe Schlafgemach angewiesen war, zogen sich zu gleicher Zeit zurück und so blieben wir Beide, der gute La Tour und ich, und zwar meine Wenigkeit vollkommen unvorbereitet auf die Unterhaltung, die da kommen sollte.

„Heinrich," begann der gute Alte, als wir uns bei verschlossenen Thüren allein sahen, „Heinrich, ich bin bekümmert um Dich und Luise, namentlich sehr bekümmert um Letztere." Dabei drückte ein trauriger, ahnungsvoller Zug um seine Augen genugsam aus, daß sein Kummer tiefer lag als nur auf den Lippen.

„Wirklich?" erwiederte ich, indem tausend vage, unklare Besorgnisse in mir aufstiegen; „und was macht Euch so bekümmert, theurer Freund? Warum seyd Ihr unruhig, La Tour? Wohl hab' ich's bemerkt über die ganze Mahlzeit, aber ich konnte mir keinen Grund davon denken."

„Ach, Heinrich," rief der Alte, „sagt Dir nicht Dein eigen Herz das Warum? Sagt es Dir nicht in diesem Augenblick Dein Gefühl?"

„Gewiß nicht, theurer Herr," war meine Antwort, „ich weiß von dergleichen Gefühlen, dergleichen Ahnungen nichts, verstehe überhaupt Eure Anspielungen nicht. Es mochte unrecht seyn, Luise wegzuführen, und sicher hätt' ich's nicht gethan, wär' mir irgend eine Wahl übrig geblieben. Aber sie muß Euch ja gesagt haben, daß es ohne mein

Wissen geschah, und daß es, einmal geschehen, unmöglich war sie zurückzubringen."

„Das ist's nicht, das ist's nicht, Heinrich," erwiederte La Tour, „aber, aber," fügte er stockend bei, „das ist's, daß Du Luisen liebst und daß —" Hier hielt er an und schloß endlich: „doch es ist unnütz es zu verhehlen, Du weißt es bereits, ahnst es, siehst es, selbst wenn sie es Dir nicht mit ihren Lippen gestünde; — mit Einem Worte, Heinrich, Du liebst Luisen, und sie liebt Dich."

Ich hätte erwiedern können, das sey etwas ganz Natürliches, hätte sagen können, so sey es immer gewesen und er habe es wohl gewußt, aber ich wollte mir gegen den geraden, ehrwürdigen, gütigen Mann um Alles in der Welt keinen zweideutigen Ausdruck erlauben, und antwortete daher! „Und ist dieß Alles, mein werther Freund, weßhalb Ihr so bekümmert seyd? Ich sehe wahrlich nicht, warum Ihr es Euch so sehr zu Herzen nehmt; kann doch nichts natürlicher seyn, als daß es sich also verhält. Ich läugne keineswegs, daß ich Luisen im vollen Umfang Eurer Mein ung liebe. Zwar glaub' und hoff' ich, daß sie mich wieder liebt, doch kann ich hierüber nichts Gewisses sagen, da wir uns über diesen Punkt nie gegen einander geäußert. Aber auch angenommen dem wäre so, wo ist das schreckliche Unglück, weßhalb unser ältester, bester Freund traurig und bekümmert seyn sollte über die gegenseitige treue und innige Liebe zweier jugendlicher Herzen, denen er sich immer als Vater erwiesen?"

„Gerade, weil ich Euch Beide liebe," war seine Ant-

wort. „Du hast Dich freimüthig und ehrlich gegen mich benommen, Heinrich, und Dein Vertrauen soll nicht mit Undank belohnt, nicht verrathen werden. Aber ach mein Sohn! wie wenig kennst Du noch von den Wegen dieser Welt! Du magst einige Erfahrung in den Waffen haben, magst in der Kriegskunst errathen, was Andere lernen müssen, aber von der Welt, Heinrich, von der Welt weißt Du noch wenig. Sonst müßtest Du auch wissen, was mich bei Eurer Liebe bekümmert, was sie für Euch Beide zur Quelle unendlichen Jammers machen muß. Sag' selbst, Heinrich, was kannst Du denn Anderes erwarten, als daß Du Luisens Hand einem Andern gegeben siehst, selbst wenn ihr Herz Dein ist? Was wird das Ende vom Ganzen seyn?"

„Aber werther Freund," war meine Antwort, „erlaubt mir gleichfalls eine Frage. Warum soll ich denn nicht selbst Luisens Hand bekommen können?"

„Du, Heinrich, Du?" rief der gute Alte, „leere Einbildung und nichts weiter. Und kannst Du Dich ihr auch nur einen Augenblick hingeben? Meinst Du, ihr Vater, reich, angesehen, stolz, werde sie mit einem Manne verbinden, der nichts besitzt als sein Schwert, so gut dieß seyn mag? Frage Dich selbst, ist dergleichen wahrscheinlich? Ist's möglich?"

„Gegenwärtig allerdings nicht," erwiederte ich, „aber Luise ist noch sehr jung, im ersten Frühling des Lebens. Ich habe bis jetzt ausgezeichnetes Glück gehabt; warum sollt' ich nicht Schritt für Schritt auf dieser Bahn bis zu einem hohen Punkt, Beides, des Ruhms und des Reich-

thums, gelangen können? Warum nicht auch ohne die Geburt eines Condé dieselbe Höhe erreichen wie er, da Er als Prinz verhältnißmäßig noch ärmer und niedriger seinen Lauf begann als ich? Warum nicht gleichfalls ein neues Haus erbauen, wie mein großer Aeltervater, der Graf von Cerons, der das edle Haus, zu dem ich gehöre, mit nichts als seinem Schwerte gründete?"

„Wahr! so that er," versetzte La Tour, „und so magst Du auch thun. Aber bedenke, Heinrich, Dein Großvater veräußerte die Baronie Blancford an einen jüngern Bruder, der Sache zu lieb, für die er focht; Dein Vater that dasselbe, und der Kriegshandel, wie jeder andere Handel, ist bald großer Gewinn, bald schwerer Verlust, nur mit dem Unterschied, daß hier Zufälle in zehnfältigem Verhältnisse eingreifen. Bedenke, daß der Krieg ein Spiel ist mit wichtigen, schweren Chancen gegen den Spieler. Aber auch angenommen, das Glück begünstige Dich bis aufs Aeußerste und bis zu Ende, Du erwerbest Reichthum, Ehre und Auszeichnung, zugegeben ferner, was ich kaum bezweifle, daß Luise diese Zeit Deines Glücks gern abwarten wolle, glaubst Du denn, ihr Vater werde so lange zusehen? Glaubst Du er werde seine Tochter willig einem Mann aufbewahren, dem er zwar seine Achtung nicht versagen kann, für den er aber in seinem ganzen Leben keine sonderliche Zuneigung zu erkennen gab? Kannst Du dafür stehen, Heinrich, um Alles mit Einem Worte auszudrücken, kannst Du dafür stehen, daß er nicht morgenden Tags Luisens Hand einem

Andern zusagt? Ja, bist Du sicher, daß er es nicht schon gethan hat?"

Ein gewisses Etwas im Benehmen des Alten schien mehr zu sagen als in seinen Worten lag. Entschlossen, auf einmal dahinter zu kommen, stand ich auf und ergriff seine Hand.

„Was meint Ihr damit, La Tour?" sagte ich. „Augenscheinlich wollt Ihr mich warnen; Ihr habt Etwas auf dem Herzen. Sprecht es aus, sprecht es geradezu aus. Wir haben uns immer ehrlich und aufrichtig gegen einander erwiesen, und so wollen wir es, wenn ich Euch darum bitten darf, auch künftighin unter uns halten."

„Es ist auch kein Grund vorhanden, warum es nicht also seyn sollte," erwiederte Jener, „es ist mir keine Verpflichtung auferlegt, man hat mir kein Versprechen des Stillschweigens abgenommen. Nun denn, der Baron bestimmt Luisens Hand einem Andern, ja es hat, wie ich glaube, schon eine Zusage stattgefunden."

Diese Worte fielen wie Tropfen geschmolzenen Feuers auf mein Herz, sie brachten mich zur Verzweiflung, zu einer Verzweiflung, die mehr war als Alles, was ich je gefühlt. „Und wem?" sagt' ich, „wem?"

„Dem Herrn von Blaye," war die Antwort; „einem Katholiken, einem Verfolger, einem Feinde unseres Glaubens, aber reich, mächtig, hübsch, tapfer, aus einem edlen Hause" —

Ich stampfte zornig auf den Boden mit dem Ausrufe:

„einem Libertiner, einem Wüstling, einem Thoren, einem Narren!“

„Wirklich?“ rief der Geistliche, „aber wie weißt Du all dieß, Heinrich von Cerons. Laß Dich nie durch Eifersucht verleiten, mein Sohn, den Ruf eines Andern anzutasten; es ist dieß ein hohes Gebot. Wie kannst Du all dieß wissen, frag' ich, Heinrich?“

„Weil,“ erwiederte ich, „er mein Gefangener war, und mein Gast auf einige Tage, und in dieser Zeit führte er ein thörichtes, unmäßiges, lasterhaftes Leben, das dem niedrigsten Wüstling in der verdorbensten Hauptstadt Europas zur Schande gereicht haben würde.“

„Wehe, wehe!“ rief der gute Alte, „nun machst Du mich zehnfältig unglücklich, Heinrich. Ich weiß, Du würdest die Wahrheit in keiner Weise verkehren, und doch möcht' ich so gerne diesen schrecklichen Worten keinen Glauben schenken.“

„Sie sind so wahr, als ich lebe,“ rief ich heftig. „Weiß Luise von der Absicht ihres Vaters? hat sie den Mann je gesehen, den man ihr zum Gemahl bestimmt?“

„Nie,“ erwiederte La Tour, „auch weiß sie nichts davon. Er ist ein entfernter Verwandter der Baronesse. Ohne Zweifel hat diese das Ganze eingefädelt, und ich weiß nur so viel, daß der Baron auf die Anfrage des jungen Mannes erwiederte, seine Tochter wäre noch zu jung zum Heirathen, oder überhaupt um nur an dergleichen zu denken. Was er sonst noch hinzufügte, weiß ich nicht, aber ich hörte, es seyen Aussichten, wo nicht gar Zusagen gegeben worden.“

„Zusagen, die nie in Erfüllung gehen sollen!“ erwiederte ich, mich ruhiger niedersetzend. „Er soll Luisen von Blancford nicht heirathen, und wär' er so reich als ein indischer Nabob!“

„Wie so?“ fragte der Pastor. „Bedenke, mein Sohn, was Du sagst. Wer sollte ihn daran hindern, Heinrich?“

„Diese Rechte,“ erwiederte ich, sie heftig auf die Tafel drückend. „Lieber Vater, laßt mich in dieser Sache allein handeln. Gern will ich Euch um Eure Meinung fragen, gerne Eurem Rathe horchen, der Entschluß aber sey meine Sache. In Allem, was zwischen uns in dieser Sache verhandelt wird, oder in irgend einer damit in Verbindung stehenden, erwart' ich Euren Beistand als Freund, Lehrer, Ermahner, und ich weiß, Ihr werdet ihn mir nicht versagen, falls ihn zu geben Euren Ansichten von Recht und Unrecht nicht widerstreitet. Nicht minder setz' ich bei Euch, als einem Diener Christi und einem ehrlichen Mann, das tiefste Schweigen voraus über Alles, was sich auf diese Angelegenheit bezieht. Wohl weiß ich, daß ich bei Euch keine Achselträgerei, kein doppeltes Verständniß, keinen frommen Betrug zu befürchten habe, wie es bei den Priestern unserer Feinde und Verfolger der Fall seyn möchte.“

„Aber was willst Du thun? Heinrich,“ fragte der Pastor. „Welche Absicht darf ich Dir unterlegen?“

„Das weiß ich selbst nicht, theurer Freund,“ war meine Antwort. „Ich bin noch nicht mit mir einig, ob ich Luisen meine veränderten Gefühle auf einmal bekennen und mich

der Ihrigen vergewissern, oder ob ich der Sache ihren eigenen Lauf lassen soll."

„Auch weiß ich Dir hier nicht zu rathen, Sohn," erwiederte La Tour. „Ist es doch ein schmerzlicher, schrecklicher Gedanke, daß ein so anmuthiges, reines, unschuldiges Wesen zu einer Verbindung gezwungen seyn soll mit einem Mann, der eines andern Glaubens, mit einem Mann, der sich wahrscheinlich bemühen wird, ihre religiösen Grundsätze zu verderben, vielleicht auch die Reinheit ihrer Seele; mit einem Manne, der sie zuletzt vernachläßigen, verlassen, mißhandeln, gewiß aber nie glücklich machen wird, ja nicht glücklich machen kann. Ein trauriges Schicksal, de Cerons, traurig und schrecklich, besonders für ein Wesen, das einen Andern liebt."

„Und bin ich wirklich gewiß, daß sie mich liebt?" sagte ich, mehr zerstreut als in der Absicht zu fragen.

„Wenigstens genug, daß sie unglücklich seyn wird mit jedem Andern, das weiß ich gewiß," war seine Antwort. „Und deßhalb möcht' ich Dir beinahe rathen, über eure gegenseitige Neigung Rücksprache mit ihr zu nehmen. Wohl mag auch sie ihre Liebe zu Dir ahnen, vielleicht entdeckt sie aber erst das „wie sehr," wenn sie die Braut eines Andern geworden. Natürlich kann ich ihr nicht rathen, den Befehlen ihres Vaters Gehorsam zu verweigern, außer es läge sonnenklar und über allen Zweifel zu Tage, daß das Heil ihrer Seele dadurch gefährdet wäre, aber die Kenntniß eurer gegenseitigen Gefühle mag ihr, denk ich, zur Sauvegarde dienen, da, wo ich keine zu rathen wage, ihr kaum zu

handeln wißt — und doch Heinrich, ich weiß nicht — weiß wirklich nicht“ —

„Laßt das meine Sorge seyn, verehrter Freund,“ versetzte ich, „ich will es diese Nacht bedenken und zwar, wenn es mir immer möglich, mit Beseitigung jedes eigennützigen Gefühls; und nun, für heute guten Abend, denn es rufen mich andere Pflichten.“

Dreizehntes Kapitel.

Es war die peinlichste, unruhigste Nacht, die ich bis jetzt in meinem Leben gehabt hatte. Neue Gefühle, innig, heftig, unwiderstehlich, hatten von meinem Herzen Besitz genommen und nachdenklich, rastlos beschäftigte sich mein Geist die ganze Nacht hindurch mit manch unwillkommenem, peinlichen Bild, mit wilden, ängstlichen Gedanken. Dennoch war beim Aufstehen mein Entschluß gefaßt, und zwar mit voller Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse. Ich fragte mich, ob meines Vetters Benehmen mich dergestalt zur Dankbarkeit verpflichte, es mir zur Ehrensache mache, daß ich alle Hoffnungen, mein ganzes Lebensglück zum Opfer zu bringen hätte, während zugleich der Friede, der Trost, die zeitliche, vielleicht ewige Ruhe des Wesens verloren gehe, das ich auf Erden am meisten liebte?

Die Antwort war einfach und gerade: es gab keine solche Pflicht. Dann erinnerte ich mich der Baronesse, nicht der zweiten, sondern der ersten Gemahlin, Jener, die Mut-

ter, ja mehr als Mutterstelle an mir geübt, und fragte mich hinwieder, ob Alles, was ich ihr zu verdanken, mit meinem Benehmen gegen ihr Kind irgend in Collision gerathe? Auch hierüber war ich bald mit mir einig. Ich fühlte das Bewußtseyn in mir, Luisen glücklich machen, ihren Frieden, ihre Ruhe sichern zu können, wußte daß, falls ich mir anders Vermögen zu erwerben im Stande war, es keine Gefahr oder Schwierigkeit, keine Mühe und Noth in der gewöhnlichen Reihe der Wahrscheinlichkeiten geben konnte, vor der ich sie nicht zu bewahren, zu beschützen im Stande war.

Verbot mir etwa das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, der Liebe gegen die Todte Schutz und Schirm zu gewähren ihrem geliebten Kinde, ja selbst von dem bloßen Versuche abzustehen? Wars nicht vielmehr meine Pflicht, alle mir vom Himmel verliehene Kraft zu diesem Endzwecke aufzubieten, um der armen Luise eine Verbindung zu ersparen, die sie nur unglücklich machen konnte, eine Verbindung der Reinen mit dem Unreinen, der Unschuldigen mit dem Verdorbenen? Die Antwort war: „ja!“

Keiner kann bei solchem Zurathgehen mit seinem Herzen in Sachen seiner innigsten Gefühle behaupten, daß die einfache, lautere Vernunft allein die Antwort dictirt habe. Auch möchte ich dieß im vorliegenden Falle nicht von mir sagen, aber mein Bestes hatte ich wenigstens gethan, zu einem solchen Resultat zu gelangen. Ich glaubte auf dem rechten Wege zu seyn, war überzeugt, daß sich der Frage keine andere haltbare Seite abgewinnen ließ, und bestimmte

darnach meine nächsten Schritte. Ich wollte Luisen von meinen Gefühlen in Kenntniß setzen, ihr meine Hoffnungen, meine Wünsche für die Zukunft gestehen, nicht um sie durch irgend eine Zusage zu binden, sondern um ihr die Augen zu öffnen, mir Gewißheit zu verschaffen von dem Stande ihres Herzens, und dann ihrer angeborenen Seelenstärke, ihrer Entschlossenheit, ihrer Liebe das Uebrige überlassen.

Mit diesem Entschluß stand ich bei Tagesanbruch auf. Es war ein klarer, heiterer Morgen, ich machte die Frührunde und fand bereits den Soldaten mit der Stillstandsflagge und einem Briefe des Prinzen von Condé an den Herzog von Anjou, in Erwartung meiner weitern Befehle. Ich setzte mich sogleich nieder und schrieb den versprochenen Brief an den Baron. Ich erzählte in wenig Worten, was sich mit Luisen begeben, äußerte mein Bedauern über die Mühen und Anstrengungen, die ihr dadurch zu Theil geworden, fügte aber weiter keine Entschuldigung bei, da es dergleichen nach meinem Dafürhalten nicht bedurfte.

Nach Abfertigung des Boten erkundigte ich mich nach dem Zustande der Armee, da ich bemerkte, daß ein bedeutendes Truppencorps sich aus unserer Nähe hinweg auf den linken Flügel gezogen, so daß nur fünf bis sechshundert Mann im Dorfe geblieben. Ich sah, daß die abziehenden Truppen zu Verstärkung des Centrums in die Nähe Louduns bestimmt waren, denn eine heftige Epidemie unter den Truppen aus der Provenze hatte in wenig Tagen nahe an zweitausend Mann weggerafft.

Unser kleines Dörfchen war nun verhältnißmäßig sehr

einsam geworden; ein Theil der Offiziere hatte den Prinzen nach Niort begleitet, und Montgomery, der zurückgelassene Oberbefehlshaber, war wirklich die einzige Person von Bedeutung, die uns blieb.

Nachdem ich mich mit verschiedenen militärischen Berufsarbeiten beschäftigt, kehrte ich heim, und fand meinen kleinen Haushalt bereits aus den Federn und mich erwartend. Der gute La Tour warf mir ernste, nachdenkliche Blicke zu, aber Luise war erfrischt aufgestanden und schön wie der Morgen, und wär' ich irgend noch unentschlossen gewesen, würde ich diesem glänzenden Auge wohl schwerlich widerstanden haben. Aber ich war längst entschlossen und unmittelbar nach dem Frühstück sagte ich zu ihr:

„Komm, Luise, es ist ein sehr schöner Tag; die gute Frau Marquelette wird Dir eine passendere Kopfbedeckung ausfinden, als Dein Reisehabit in der grimmigen Nachtkälte war. Ich will Dich ums Lager herumführen, Du magst hier mehr von der kriegerischen Welt sehen, als Dir bisher zu Theil ward."

Frau Marquelette versicherte alsobald, daß beinahe des Fräuleins ganze Garderobe zur Hand sey, denn bei der hastigen Abreise des Barons habe er nur wenig mitnehmen können. Luise war bald zum Spaziergang ausgerüstet, sie lehnte sich zärtlich auf meinen Arm, und wir wandelten wohl eine halbe Stunde von Posten zu Posten.

Unkundig dessen, was in meinem Herzen vorging, mochte sie mein Schweigen, mein zerstreutes Wesen bemerken, und in der Meinung, daß nicht alles nach meinen

Wünschen gehe, fragte sie mich auf die anmuthigste Weise mit ihrer süßen, zärtlichen Stimme, warum ich so traurig sey, warum ich sie nicht „meine eigene, einzige Luise" nenne. Ich versprach ihr baldige Antwort und führte sie zum Dorf hinaus, an dem alten Herrenhause, dem Quartiere des Prinzen von Condé vorbei, auf die Höhe des Hügels. Diesen begränzte ein Wäldchen schlanker Föhren, deren immergrüne Wipfel sich in einander verschlangen, während die weit aus einander stehenden untern Stämme den hellen Strahlen der winterlichen Sonne Zutritt ins Innerste gestatteten, so daß die dicht über den Boden gesäeten roth und gelben Blätter von einem wundersamen Heiligenschein erglänzten. Der Morgen war schön und heiter wie ein jugendlicher Sommertag, und ebenso erfrischend, und doch erinnerte ein Etwas daran, daß es nicht Sommer sey, ein Etwas, das der ganzen Scene einen Schatten von Schwermuth verlieh, einen Schatten von Schwermuth sogar dem Morgenglanze selbst. Die Grashalme den Hügel entlang funkelten im Licht, als wären sie mit Edelsteinen behangen, aber wie es sich zuweilen auch mit dem Feuer dieser Steine zu verhalten pflegt, man sah und fühlte, daß der Sonnenschein auf eine kalte Scene fiel, daß Alles frostige, gefrorene Masse war. Es lag kein Nebel über der Erde, der klare, unbewegte Aether gewährte die Fernsicht auf die Kirche von Loudun und mehrere andere Gebäude der kleinen Stadt, und wir standen still und genoßen diesen Anblick, ohne daß ein Laut die winterliche Stille der Natur unterbrach.

„Wie weit ists bis zu jener Stadt?“ fragte Luise, aus dem stummen Betrachten erwachend.

„Wohl an die drei Stunden, meine Liebe,“ war meine Antwort.

„Und wie nahe man sie glaubt,“ erwiederte sie, „kaum hätt' ich auf Eine gerathen.“

„Allerdings nimmt hier es sich so aus,“ versetzte ich, „bei der Klarheit der Winterluft, und auf gleiche Weise verhält es sich auch mit künftigen Dingen. Dem ruhigen, kalten Auge der Erfahrung, der Vernunft, scheinen größere Zeitabschnitte von fünf bis sechs Jahren so nahe, als könnten wir sie mit den Händen greifen, der Raum in der Mitte schwindet zu Nichts zusammen und der Rest des Lebens scheint nur ein Augenblick. In den warmen, sonnigen Tagen der Jugend dagegen rückt der luftige Nebel der Leidenschaft, der Phantasie, der Ungeduld alles Künftige in weite, weite Entfernung, und die fünf, sechs Jahre zwischen uns und unserem Glück dünken uns eine Ewigkeit der langweiligsten Erwartung.“

Sie sah mich lächelnd an und sagte: „So mein' ichs auch, Heinrich. Wenn ich seit Deiner Entfernung von Blancford mich mit dem Gedanken beschäftigt, wann ich Dich wohl wiedersehen würde, kam mir die Zeit immer unendlich vor.“

„Und nun, da wir uns gefunden, Luise,“ sagte ich, „sollen wir uns in wenig Stunden trennen — uns trennen, um wann uns wieder zu sehen?“

Sie sah zu Boden und seufzte tief und ich fuhr fort:

„Du weißt wohl, Luise, daß der Bote abgegangen ist ins Lager des Herzogs von Anjou, um sicheres Geleit zu holen für Dich und die Uebrigen?“

„So sagte mir Marquelette,“ erwiederte sie. „O ich denke er kommt nicht so bald zurück.“

„Und doch wird uns diese Zwischenzeit nur ein Augenblick dünken, meine Liebe,“ versetzte ich, „und zwar ein kurzer, und dann scheidest Du von mir und Jahre mögen vergehen, ehe wir uns wieder finden, und dann, Luise“ — wenn ich mich recht erinnere, so begann meine Stimme zu zittern — „und dann bist Du vielleicht die Braut eines Andern.“

Sie schrack zusammen, ließ meinen Arm los und sah mich mit durchdringenden Blicken an, als wäre sie plötzlich durch schreckhafte Phantasien aus einem lieblichen Traume erwacht.

„Ach nein!“ rief sie mit dem Tone des Vorwurfs. „Nein, Heinrich, nein, nein.“ Mit diesen langsam ausgesprochenen Worten erstarb ihre Stimme, und sie verfiel in tiefes Nachdenken.

„Luise,“ sagte ich, nachdem ich ihr Zeit gelassen sich zu sammeln, „weißt Du, wie ich Dich liebe?“

„Ja, Heinrich,“ erwiederte sie, die bleichen Züge zu mir erhebend, „ich weiß, Du liebst mich.“

„Aber weißt Du auch, wie sehr ich Dich liebe, Luise?“ fragte ich. „Weißt Du, daß ich Dich doppelt liebe, Dich auf zwiefache Weise geliebt habe?“

„Doppelt,“ sagte sie nachdenklich, „wirklich seltsam,

Heinrich; ich glaube Dich zu verstehen und doch, es ist seltsam."

„Gewiß nicht seltsam, Liebe," versetzte ich, „wirklich nicht seltsam. Du weißt, ich liebte dich innig, Luise, vor meinem Abgange von Blancford. Aber nun lieb' ich Dich ganz anders, besser, inniger, wärmer, zärtlicher."

Sie athmete schwer, als ich so sprach, stützte ihre Hand auf meinen Arm, und sah noch immer zu Boden. Endlich, als hätte sie zum erstenmal ihre Gefühle geprüft, erwiederte sie:

„Anders? allerdings, und ich liebe dich auch anders."

Ich schlang meinen Arm um sie, drückte sie an meine Brust. „Dank, tausend Dank Dir, Liebe, für dieses Wort. Aber sag mir, was fühlst Du für mich?"

„Ich kanns nicht sagen," meinte sie, die glühende Stirne an meine Brust drückend; „kanns wirklich nicht sagen, Heinrich. Kaum weiß ichs selbst. Ein seltsames Gefühl ist über mich gekommen, aber es scheint mir, eine zweite Trennung von Dir wäre das Schrecklichste, was mich befallen könnte."

Ich drückte sie zärtlich ans Herz.

„Setze Dich, Luise," sagte ich, „auf den trockenen Stamm hier, und laß uns ruhiger sprechen. Sieh hier, liebes Kind! dieß Schwert ist die einzige Erbschaft dessen, der Dich mehr liebt als das Leben. Schon hat es ihm einen Namen erworben, einigen Reichthum gewonnen, er hofft, es solle ihm auch zu einer höhern Stellung verhelfen, zu einem gemäßigtem Ehrtrieb genügenden Glücke, zu dem

Rechte zu werben um die Hand seiner Geliebten. Dieß, Luise, ist das Ende, der Schluß aller meiner Bestrebungen, dieß die Hoffnung, die mich belebt, zur Höhe führt, wenn ich anders diese Hoffnung hegen darf. Sie, diese Hoffnung, hat mich zu dem gemacht, was ich bin, sie wird meine Bemühungen vervielfältigen. Nur um Deine Liebe besteh' ich diese Kämpfe, mein einziges Streben ist, daß Du mein werdest, Herz meines Herzens, Seele meiner Seele, daß meine Arme Dein Ruheplatz seyen für dieses Leben, daß Dich kein Anderer jemals von meiner Brust zu reißen vermöge. Sprich, Luise, gib mir den einen schönen Trost, das eine überwiegende Motiv für jede Art von Mühen: sag mir, kommt dieser Gefühlswechsel, den Du zugibst, im Ziel seiner Wünsche mit den meinigen überein? Gibt er Dir die Ueberzeugung, daß Du glücklich seyn könntest mit mir — nicht als Schwester, sondern als Braut — nicht als bloße Gespielin, sondern als die mir für dieses, durch dieses Leben mit jedem Kettengliede der Liebe verschlungene einzig Angetraute, die in Einem Wesen mir Schwester, Gespielin, Freundin, Gattin wäre? Sag mir, Luise, sag mir, verhält es sich so? Legt dieser Gefühlswechsel Deinem eigenen Herzen das Geständniß ab, daß Deine Liebe der meinigen gleichkommt in glühender, tiefer, inniger Leidenschaft?"

Sie antwortete nicht, konnte einige Zeit nicht antworten, denn Thränen, Thränen tiefer Bewegung rollten ihre Wangen herab. Aber ihre Hand blieb in der meinen, ihr Haupt lehnte sich an meine Schulter, die Wange glühte, die Augen sahen zu Boden, die Lippe zitterte. Aus ihrem

ganzen Benehmen leuchtete mir Hoffnung entgegen, und doch hätte ich gerne mehr gehört. Ich wiederholte meine Frage, anders eingekleidet, küßte sie auf die Wange, drang aufs Neue in sie mir zu antworten. Endlich nach langem Zögern erhob sie den Blick zu mir, und sagte fast im Tone des Vorwurfs: „Ach Heinrich, Du fühlst, Du weißt, daß ich Dich tief, innig, zärtlich liebe, wie nur ein weibliches Wesen den Mann lieben kann, und hätt' ich meinen Willen, ich würde mich nie von Dir trennen, würde Dich nie verlassen. Was kann ich mehr sagen?"

„Nichts, Theure, nichts," erwiederte ich, „genug hast Du gesagt, hast mich glücklich, sehr glücklich gemacht, glücklicher, als ich mir jemals Hoffnung machen konnte. Und doch bleibt noch Viel übrig bis zu einer glücklichen Vereinigung. Ich muß alle meine Energie, meine ganze Thätigkeit aufwenden, eine Stellung zu erreichen, auf der ich mit Fug und Recht um Deine Hand bitten kann. Du von Deiner Seite hast nicht weniger zu thun. Bevor Du mein seyn kannst, wird man Dich drängen, Deine Hand einem Andern zu geben — man wird Dir befehlen, Dich zwingen wollen" —

„Nie, nie," rief Luise heftig, „nie will ich sie anhören, nie ihnen auch nur einen Augenblick Gehör geben; von diesem Augenblick, Heinrich, bin ich die Deine, und ich verspreche" —

„Nein, Luise, nein," erwiederte ich; „ich binde Dich durch kein Versprechen; dazu hab' ich kein Recht."

„Du bindest mich durch kein Versprechen, Heinrich,"

sagte sie, „aber ich binde mich selbst. Nie werd' ich solchen Anträgen auch nur eine Minute lauschen, und so möge denn kein Gedanke dieser Art Deine Ruhe stören. Glaube nichts, wenn Dir dergleichen zu Ohren kommt; zweifle nicht, fürchte nicht, lieber Heinrich. Ich bin Dein und sonst Keinem. Als Du vorhin sagtest, Du würdest mich vielleicht als Braut eines Andern finden, fühlt' ich, obwohl ich früher über all dieß auf solche Weise niemals nachgedacht, daß es nicht der Fall seyn könne, daß Du mich nie, nie finden würdest als das Weib eines Andern.“

Wir verweilten noch länger bei diesem Gegenstande, sprachen von unsern Gedanken, unsern Gefühlen. Luise wurde allmählig ruhiger, ich konnte im verborgensten Schrein ihres Herzens lesen, und mit jedem Augenblick machte mich die Ueberzeugung glücklicher, daß ich so voll, so innig geliebt war, als ich nur wünschen konnte. Nachdem wir uns ziemlich lange an dieser Stelle aufgehalten, gingen wir wieder dem Dorfe zu, aber ehe wir das Lager erreichten, erneuerten wir unsern Spaziergang eine Strecke weit um dasselbe herum, hielten wieder an, kehrten wieder um, wechselten einige zärtliche Worte, und auf diese Weise dauerte es längere Zeit, bis wir mit unsern Gedanken zu dieser sublunarischen Welt zurückkehrten. Wohl kehrten wir endlich zu ihr zurück, aber nicht ohne einen dünnen, nur uns selbst sichtbaren Schleier, der sie und uns vollkommen zu scheiden genügte. Schien es doch, als hätte Liebe unsere Herzen zu ihrer Wohnung ersehen, so daß die Thüren und Fenster derselben für die Außenwelt verschlossen blieben.

Der gute La Tour war für jetzt unser einziger Vertrauter, wenn ich ihn so nennen darf. Abends benutzte er die erste Gelegenheit, mich im Geheimen auszufragen; ich erzählte ihm Alles, namentlich, daß ich zu meiner unaussprechlichen Freude wieder geliebt wäre. Ich fügte bei, daß ich Luisen durch kein Versprechen gebunden, daß sie frei sey von Verpflichtungen, die ihr eigen Herz sich nicht auferlegt, daß es nun aber das Ziel, der Zweck meines Lebens sey, sie dereinst die Meine zu nennen. Von ihm erwarte ich wenigstens so viel, daß er eine Verbindung, von welcher sich nichts als Elend voraussehen lasse, zu verhindern suchen werde.

Er erwiederte, daß er mich wegen dieses Schritts kaum zu tadeln wisse, aber ebenso wenig könne er ihn billigen, denn da wären so viel sich widerstreitende Rücksichten zu nehmen, daß er über sein Verhalten selbst im Zweifel sey. Augenscheinlich befand sich der gute Alte in einem moralischen Zwiespalte, er konnte seine Begriffe von meinem und Luisens Rechte nicht vereinigen mit dem Rechte der väterlichen Gewalt, wie er einmal letzteres ansah. Es entging ihm nicht wohin des Barons Betragen geführt, wie traurig die Folgen desselben für seinen eigenen Frieden, für das Wohl der ganzen Familie gewesen waren, und er mochte die Fähigkeit, die Neigung des Vaters, sein Kind auf der Bahn des Glücks, des Friedens zu führen, bezweifeln; aber dennoch wagte er nicht, ihm das Recht dazu abzusprechen.

Glücklicher Weise ward die Unterhaltung bald durch den Eintritt Dritter unterbrochen, und die beiden folgenden Tage gingen ohne weitere Discussion zwischen mir und ihm

vorüber, so sehr uns Beiden dieses Thema in Gedanken am Herzen lag. Aber wie soll ich die Physiognomie dieser Zeit bezüglich meines Umgangs mit Luisen schildern? wohl waren es schöne, freudige Stunden, aber durchwoben mit jener sanften, stillen Wehmuth, die das Bewußtseyn der kurzen Dauer unseres Glücks hervorbrachte. Wir fühlten uns gegenseitig immer mehr angezogen, je weniger die Augenblicke wurden, in denen wir noch zusammen seyn konnten. Der Gedanke an die nahe Trennung vergrößerte den Wunsch vereint zu bleiben, und goß zu gleicher Zeit Freude und Trauer über unsern kurzen Verkehr.

Endlich kam der Bote mit dem sichern Geleite; nun konnte keine weitere Frist gewonnen werden, Luisens Abreise ward auf den folgenden Morgen festgesetzt, und nur wenige Stunden blieben uns vor der Trennung auf eine unbestimmte Zeitlänge. Es bedurfte nichts weiter als dieser Aussicht, um Luisens tiefste Gefühle aufzuregen. Ihre Neigung verbarg sich, verschleierte sich nicht länger unter dem Schein der Zurückhaltung. Sie weinte bei dem Gedanken einer langen, traurigen Trennung, fühlte diese Aufgabe schwerer als sie sich gedacht, und nur das Versprechen, ihr in Briefen an sie und La Tour von meinen Begegnissen, meinem Wohlbefinden fortlaufende Nachricht zu geben, schien sie etwas zu trösten. Wir brachten einen langen Abend zu, doch waren auch diese Stunden der Qual nicht ohne einen Beischmack von Vergnügen, wie früher unsere heitern Tage gleichfalls einen Zusatz von Kummer nicht entbehrt hatten.

Der Augenblick der Abreise erschien, ich setzte mich mit

Einigen meiner Leute auf, um Luisen bis zu der ihr entgegen kommenden Escorte das Geleite zu geben. La Tour, Frau Marquelette und die übrige Dienerschaft des Barons schloßen sich an, und wir ritten langsam vorwärts, zwar ruhiger gestimmt als am vorigen Abend, doch noch immer sehr traurig. Wir sprachen von der Freude des letzten Wiederfindens, von den verlebten glücklichen Stunden, von den Hoffnungen und Aussichten künftiger Jahre, und all dieß in einem Augenblicke, wo sich Besorgnisse unter unsern Hoffnungen mischten, wo die düstern Bilder der Trauer die glänzenden Visionen, denen wir so gerne nachgegeben, durchkreuzten.

So ritten wir vorwärts und der Weg, den unsere Wünsche gern unendlich gemacht hätten, kam uns weit kürzer vor, als es bei jeder andern Gelegenheit der Fall gewesen seyn würde. Noch ehe wir nach meiner Ansicht den vierten Theil zurückgelegt haben konnten, erblickten wir auf der gegenüberliegenden Thalhöhe eine beträchtliche Reitertruppe, in deren Mitte sich gleichfalls eine weiße Fahne fand. Als sie uns gewahr wurden, hielten sie an, ich ließ die Meinigen gleicherweise Halt machen und ritt allein vor, mich von meiner Vermuthung zu überzeugen. Kaum bemerkten es die Andern, so kamen zwei Herren aus ihrer Mitte auf mich zu, der Eine ein Mann in den höhern Jahren, der Andere dem Schein nach ein ganz junger Mensch, den ich beim Herabreiten vom Hügel für Albert von Blancford, Luisens Bruder, hielt. Aber bald erkannte ich meinen Irrthum, es war ein Jüngling, den ich schon einmal gesehen, nur konnte

ich mich nicht entsinnen wo? Den Aeltern hatte ich noch nie gesehen, nach Kleidung und Haltung war er ein Mann von hoher Bedeutung. Als wir uns in Mitten des Thals begegneten, grüßte er mich höflich mit der Frage, ob ich Herr von Cerons wäre, und das Fräulein von Blancford gebracht hätte. Ich antwortete bejahend, und wünschte von meiner Seite zu erfahren, ob er zur Uebernahme des Fräuleins bevollmächtigt wäre, indem ich mir die Frage erlaubte, mit wem ich die Ehre hätte zu sprechen.

„Mein Name," sagte er, „ist Montpensier und in der Abwesenheit des Herzogs von Anjou bin ich Oberbefehlshaber des Heers, bei welchem sich der Baron von Blancford in diesem Augenblick befindet. Aus mehreren Gründen nahm ich dieß Geschäft selbst über mich, besonders aber aus Einem. Dieser junge Edelmann ist mein Sohn, Herr von Cerons. Ich denke, Ihr habt ihn schon gesehen."

„Allerdings erinnere ich mich seiner vollkommen," erwiederte ich, „aber ich kann mich wirklich nicht entsinnen, bei welcher Gelegenheit."

„Nun unter Eures Pferdes Hufen, vermuth' ich, Herr von Cerons," erwiederte der junge Herr mit graziöser Verbeugung. „Das Visier flog mir auf, als das schlechte Thier unter mir stolperte und zusammenbrach."

„Ah! nun erinnere ich mich ganz wohl," war meine Antwort, „Ihr wart der junge Herr, der uns so tapfer angriff, am zweiten Tage Eures Rückzugs. Wohl würdet Ihr mir ein gut Stück Arbeit gemacht haben," fuhr ich lächelnd fort, „hätt Euch Euer Pferd nicht zu Fall gebracht."

Der junge Herr wurde roth vor Vergnügen, und der Herzog erwiederte für ihn: „Ihr sprecht zu schmeichelhaft, Herr von Cerons, und doch ist er ein braver Junge. Er erzählte mir bei der Rückkehr sein ganzes Abentheuer und wie artig Ihr Euch gegen ihn benommen. Dafür sagen wir beide Euch unsern besten Dank.“

„Gott bewahre, gnädiger Herr,“ sagte ich, „daß ich jemals einen Schlag führen würde nach einem tapfern jungen Edelmann, der zu Boden liegt.“

„Aber,“ sagte der Herzog, „Ihr hättet ihn wenigstens gefangen nehmen können, und seine Ranzion würde keine kleine Summe ausgemacht haben. Wir können auf diese Weise nicht Eure Schuldner bleiben, Herr von Cerons, und ich habe ihn deßhalb hergebracht, daß wir uns unsers Danks gegen Euch entledigen können.“

„Ihr habt ihn bereits über Gebühr abgetragen, gnädiger Herr,“ versetzte ich. „Die Danksagung, deren Ihr mich gewürdigt, ist hinlängliche Belohnung und möge mir vergönnt seyn zu wiederholen, daß der junge Herr sich weder ergab, noch Quartier verlangte. Was ich that, geschah aus eigenem freien Antriebe, und vielleicht mag die Zeit kommen, wo mein kleiner Dienst mir auf ähnliche Weise erwiedert werden kann. Vergönnt Ihr mir,“ fuhr ich fort, in der Absicht den Gegenstand abzubrechen, „die Frage, ob sich ein Verwandter des Fräuleins in Eurer Gesellschaft befindet?“

„Nein,“ erwiederte der Herzog. „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Herr von Cerons, so ist der Baron von

Blancford bitter böse über den Brief, den Prinz Condé seinetwegen an den Herzog von Anjou geschrieben, auch über den Eurigen, wie ich höre. Ich übernahm deßhalb das Geschäft, um jeder unangenehmen Collision zuvorzukommen. Ich wollte seine beiden Söhne mitnehmen, aber er sagte, da er selbst nicht gehe, solle auch Keiner der Seinigen mitgehen. Ich habe aber volle Ermächtigung, das junge Fräulein in Empfang zu nehmen, das dürft Ihr mir glauben."

„Ich bezweifle es nicht im Geringsten, gnädiger Herr," erwiederte ich, „aber ich hoffte die beiden Knaben zu treffen, die mit mir von Kindheit aufgewachsen sind und die ich nun seit mehreren Monaten nicht gesehen. Indeß soll Euch Fräulein von Blancford sogleich übergeben werden, und ich bitte Euch, Euer Bestes zu thun, ihren Vater wegen meines Briefs auf andere Gedanken zu bringen. Ich hatte wirklich bei meinem kleinen Ueberfall in jener Nacht keine andere Absicht, als ihn zu befreien, falls er, wie ich vermuthete, als Gefangener zurückgehalten ward."

„Wie!" rief der Herzog; „so wart Ihr es, der uns auf solche Weise aufstörte und uns dazu noch eine Fahne entführte. Nehmt Euch wohl in Acht, Martique in den Weg zu kommen, Herr von Cerons, er hat den Verlust der Fahne nicht vergessen."

„Ich will sie mit aller Ehre und Auszeichnung behandeln, gnädiger Herr," erwiederte ich lächelnd, „ich will sie mitbringen auf das nächste Feld, wo ich Eure Armee zu finden hoffe, und da mag sie Herr von Martique wieder einlösen, falls er den Willen dazu hat und das Vermögen."

„Ich werd' es ihm ausrichten," versetzte der Herzog, „und so werden wir wohl die Tage des Ritterthums wieder unter uns aufleben sehen. Aber wir müssen unsere Zeit sparen, Herr von Cerons, denn es wird uns wenig Tageslicht bleiben, bis wir ins Lager zurückkommen."

Auf diesen Wink ritt ich alsbald zurück; ich sagte Luisen, wer sie abzuholen gekommen, stieg vom Pferde, und führte das ihre am Zügel vorwärts. Der gute La Tour und die Andern folgten in einiger Entfernung, indem sie uns Gelegenheit ließen, diese letzten Augenblicke ohne Zeugen zuzubringen. Inzwischen sprachen wir keine Sylbe, ihre Hand ruhte einen Augenblick in der meinigen, unsere Augen schauten sich gegenseitig lange und sprechend an, und so kamen wir in die Nähe des Herzogs, der, abgestiegen, einige Schritte vortrat, seine schöne Schutzbefohlene zu übernehmen. Er richtete einige höfliche, bedeutungslose Fragen an Luisen, aber sie vermochte nicht zu antworten, ihre Stimme erstickte, ihre Augen waren voll Thränen. Der Herzog sah mich an, als wünschte er Aufklärung. Ich hatte keine zu geben und hielt fürs Beste, mich möglichst schnell zu verabschieden.

„Luise," flüsterte ich, mich möglichst nähernd, „Luise, Geliebte, Lebwohl! Gott sey mit Dir, er beschütze Dich, gebe Dir Muth und Stärke!"

Sie bückte sich vom Zelter herab, ließ ihren Arm auf dem meinigen ruhen und verbarg die thränenschweren Augen an meiner Schulter. Dann riß sie sich los und sagte: „Lebwohl, Heinrich, lebwohl!"

In diesem Augenblick begegneten sich unsere Lippen, ich entzog mich hastig einer Scene, die mir in jeder Beziehung zu schwer wurde. Allein noch hatte ich keine zehn Schritte zurückgelegt, als mich Jemand am Arme berührte. Es war der junge Prinz de la Roche, der Sohn des Herzogs von Montpensier, der, mir seine Hand entgegenhaltend, die meinige faßte und sagte; „Wir sehen uns wieder, Herr von Cerons, wir sehen uns wieder!“

Vierzehntes Kapitel.

Man kann sich vorstellen, daß ich die ersten Stunden auf dem Heimritte nur wenig von den mich umgebenden Gegenständen in Acht nahm. Moric Endem war nicht da, meine Aufmerksamkeit für Das oder Jenes in Anspruch zu nehmen, mich anzustecken mit dem ihm eigenen Geiste des Commentirens, des Beobachtens; nur mit meinen eigenen Gedanken und Gefühlen übergenug beschäftigt, mocht' ich vielleicht die äußern Gegenstände mit dem körperlichen Auge wahrnehmen, aber wenn es sich wirklich so verhielt, war doch die Communication zwischen dem Gesichtsorgan und der denkenden Stirne für jetzt gänzlich abgebrochen.

In diesem Zustand mocht' ich etwa fünf Stunden zurückgelegt haben, als das ferne Schmettern einer Trompete mir ins Ohr drang. Ich raffte mich auf, suchte die selbstsüchtige Sorge zu bannen, zu den Geschäften des Lebens zurückzukehren. Wir befanden uns gerade am Fuße eines die

weite Plaine beherrschenden Hügels, aber unser Standort war so dicht von Bäumen eingefaßt, daß er keine Fernsicht gestattete. Schnell ritt ich einem Punkte zu, wo die Straße, das Gehölz verlassend, sich über die nackte Anhöhe hinzog, und sah von da auf die Ebene unten hinab.

Mein Erstaunen war nicht gering, als ich ein beträchtliches Truppencorps, zwischen drei- bis viertausend Mann, sich auf einer Distance von vollen zwei Stunden hinziehen sah. Ihre Richtung ließ die protestantische Armee zur Linken, so daß ich annehmen mußte, sie suchten in Eile die Charente zu gewinnen. Man konnte sie leicht von den Protestanten unterscheiden, die auch in weiter Entfernung an ihren weißen Mänteln zu erkennen waren. Ich würde augenblicklich einige Nachzügler abzuschneiden gesucht haben, um mir Gewißheit über die feindlichen Absichten zu verschaffen, aber die Stillstandsflagge hielt mich ab, und ich glaubte mich verpflichtet, vor einem Angriffe in unser Lager zurückzukehren.

Raschen Trabes eilte ich letzterem zu und da die Dunkelheit nicht mehr ferne war, konnt' ich annehmen, daß das feindliche Corps in den benachbarten Ortschaften Nachtruhe halten würde. Gleich nach meiner Ankunft im Hauptquartier erkundigte ich mich nach den stattgehabten Positionsveränderungen, und es ergaben sich Anzeigen genug, daß sich die Armee detachementsweise gegen die Loire zog. Montgomery war nicht zu finden, obgleich ihn meine Ordonnanzen überall suchten. Ich traf die nöthigen Anordnungen, meine Leute einige Erholung genießen zu lassen, wollte sie

dann mit frischen Pferden versehen, an denen mein kleines Häuflein nunmehr Ueberfluß hatte, und wofern sich bei Einbruch der Nacht die Möglichkeit etwas zu sehen herausstellte, die feindlichen Quartiere angreifen, und zwar einzig in der Absicht, nähere Kunde von den feindlichen Bewegungen zu erhalten.

Nach Ertheilung der nöthigen Befehle setzte ich mich zu meinem einsamen Mahle, und war beinahe damit fertig, als Montgomery eintrat. „Ich komme, mit Euch zu Nacht zu speisen, de Cerons," begann er. „Man sagt mir, Ihr habt überall nach mir fragen lassen; so mögt Ihr wohl was Neues bringen."

Ich legte ihm vor, so gut es sich thun ließ, und theilte ihm das Geschehene und meine Absicht mit.

„So sind sie denn wirklich wieder auf den Beinen?" sagte er nach augenblicklichem Besinnen. „Sie müssen von de Piles Anrücken Wind bekommen haben, er bringt uns Verstärkungen aus Guyenne, und diese werden sie abschneiden wollen. Aber was läßt sich thun? Wir haben bestimmten Befehl, diese Nacht gegen die Loire aufzubrechen, und thun wirs nicht, und zwar nicht in aller Eile, so können wir nie unsere Vereinigung mit den Deutschen und dem Herzoge von Deux Ponts oder Zweibrücken, wie ihn sein Volk nennt, zu Stande bringen. Und das wäre wirklich schlimmer, als de Pile aufzugeben. So läßt sich wirklich nichts weiter thun, als was Ihr vorschlagt: Erkundigungen einziehen, den Herren zeigen, daß sie entdeckt sind, und augenblicklich den Prinzen und den Admiral davon in Kennt-

niß setzen. Um aber Eure Recognoscirung jedenfalls wirksam zu machen, müßt Ihr mehr Leute haben, de Cerons. Wen wollt Ihr mitnehmen?“

Natürlich wünschte ich so viele Leute zu bekommen, als sich nur immer im Finstern mit Sicherheit führen lassen, und da sich die Arquebusiere bei meiner letzten Unternehmung von großem Nutzen erwiesen, bat ich um sie, sowie um weitere zehn Lanzen, die Montgomery aufs Bereitwilligste unter meine Befehle stellte. Auch bekam ich durch ihn genauere Kenntniß als bisher von sämmtlichen Waffenplätzen der Protestanten und den Zuständen der einzelnen Heerhaufen und ihrer Führer. Die in Loudun herrschende Seuche hatte unsere Streitkräfte dermaßen geschwächt, daß Verstärkungen unumgänglich nöthig waren, wenn wir länger das Feld halten wollten. Deßhalb war de Pile vor einiger Zeit in die Gascogne geschickt worden, um möglichst viele Truppen zusammenzubringen, und ein starkes Reitercorps unter dem Herzoge von Zweibrücken näherte sich in Eilmärschen der Loire zur Vereinigung mit der protestantischen Armee.

Ihrerseits waren die Katholiken durch bedeutende Truppenkorps aus allen Theilen Frankreichs verstärkt worden, und sie suchten es nun vor Piles oder des Herzogs Ankunft zu einer Hauptschlacht zu bringen. Somit war die Aufgabe der protestantischen Führer eine sehr schwierige. Sie hatten einer überlegenen Armee gegenüber eine Schlacht zu vermeiden, die Charente, deren sämmtliche Brücken in ihren Händen waren, zu decken, und während sie ihre Operationslinie möglichst ausdehnen mußten, um die Vereini-

gung mit den Deutschen zu erleichtern, zu gleicher Zeit den gascognischen Streitkräften im Süden die Hand zu bieten.

„Ich hoffe,“ sagte Montgomery, „die Prinzen werden der Behauptung der Charente den Vorzug vor jedem andern Operationsplane geben. De Pile gehört nicht zu Denen, die sich leicht aus der Fassung bringen lassen und Stuart, der sich bei ihm befindet, würde sich im Nothfall durch eine Eisenmauer den Weg bahnen. Haben wir uns einmal mit den Gascognern vereinigt, so können wir auch Truppen gegen die Loire detachiren, ohne daß unsere Operations-Basis an den Flüssen nothleidet. Ja, in Verbindung mit den Deutschen können wir den Feind, mit dem Vortheil einer gerechten Sache, in keinem zu großen Mißverhältniß hinsichtlich der Zahl angreifen.“

„Verlaßt Euch darauf,“ erwiederte ich, „bei dieser Lage der gegenseitigen Angelegenheiten sind die katholischen Truppen, die ich gesehen, vorgeschoben, um von irgend einem festen Platze im Herzen unserer Stellung Besitz zu nehmen. Aber Ihr sollt wo möglich in Kurzem genauere Auskunft haben. Wärs inzwischen nicht besser, Ihr machtet dem Prinzen und dem Admiral schon jetzt die Meldung, namentlich bezüglich der Richtung, die die Katholiken einschlagen?“

Montgomery war ganz damit einverstanden, und in weniger als einer Stunde saß ich wieder im Sattel und schlug mit genügenden Streitkräften für alle Vorkommenheiten den Weg gegen die Dörfer ein, wo nach meiner Berechnung der Feind das Nachtquartier genommen haben mußte. Ich gehe in die Einzelheiten meiner Expedition

nicht ein, vielmehr genüge die Bemerkung, daß ich ungefähr um ein Uhr Morgens in einer Scheune einige vierzig Bauern fand, welche der Feind unter dem Vorwand, daß sie Protestanten wären, aus dem Dorfe gejagt hatte. Die armen Tröpfe schätzten sich überglücklich, mit den wenigen Hieben davongekommen zu seyn, mit welchen die feindlichen Lanzenschäfte reines Haus zu machen sich beeilt hatten. Ich erfuhr wenig von ihnen, außer daß der Befehlshaber der Katholischen in einem Hause am Ende des Dorfs sein Quartier genommen. Da ich ihn für einen vortrefflichen Fang hielt, mußte mich einer der Bauernbursche dahin geleiten.

Zu Vermeidung alles Aufsehens ließ ich, ehe wir in den feindlichen Bereich kamen, meine Leute die weißen Mäntel ablegen, oder falls diese ein farbiges Futter hatten, wenigstens umkehren. Aber es gelang mir dießmal nicht so gut, als das vorigemal. Auf beiden Seiten des Hauses standen Wachen, und obgleich wir uns unbemerkt sehr nahe geschlichen, wurden wir doch endlich mit lauter Stimme angerufen. Die Schildwache ließ mich auf die unrichtig gegebene Parole nicht passiren, sondern gab augenblicklich Feuer. Dieß schreckte uns aber nicht ab; nach der erhaltenen Weisung machten die Arquebusiere in geschlossenen Gliedern, die Reserve bildend, Halt, während ich mit den Gensdarmen abstieg und gegen das Haus rückte. Moric Endem schoß die unglückliche Schildwache mit einer Pistole durch den Kopf, im Augenblick waren die Thüre und eines der Fenster erbrochen, und wir drangen in die untern Räume, wo wir zehn

bis zwölf Mann in der Rüstung schlafend auf der Flur fanden.

In der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung war ihr Widerstand zwar nicht bedeutend, aber doch immer hinreichend dem Befehlshaber Zeit zur Flucht zu lassen, die er denn auch im Hemd durch einen Sprung aus dem Fenster ausführte. Wir machten aber erst später diese Entdeckung, und ich blieb über eine Stunde in dem falschen Glauben, ihn gefangen bekommen zu haben.

Ich hatte einen Burschen, der sich meinem Vordringen die Treppe hinauf widersetzte, niedergehauen und beinahe die höchste Stufe erreicht, als ein wohlgebildeter, junger Mann im goldgestickten Pelzrock aus dem Zimmer zur Rechten stürzte. In der einen Hand hielt er ein Licht, in der andern das Schwert, aber meine Pistole an seinem Kopfe, mit der Aufforderung, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, brachte mich bald in den Besitz seiner Waffen. Während ihn einer der Meinigen die Stiege hinab transportirte, drang ich mit Moric und ein paar Andern in die obern Gemächer. Ich fand Papiere und Pergamente mit Schreibmaterialien und andern Gegenständen auf einem Tische und steckte sie zu mir, da ich nicht zweifelte, daß sie uns über die feindlichen Absichten volle Aufklärung geben würden.

Ich überlas gerade die Ueberschrift eines dieser Papiere, als meine Arquebustere vor dem Hause ein scharfes Feuer eröffneten. Nun war es klar, daß der Feind bereit war uns für unsere Kühnheit zu züchtigen. Wir verließen in Eile das Haus und begannen unsern Rückzug, obgleich der Gar=

ten schon mit katholischen Truppen zu Fuß halbgefüllt war. Hier sollte uns nun aber meine Kriegslist mit den Mänteln mehr zu Statten kommen, als ich vorausgesehen. Da wir etwas zerstreut aus dem Hause kamen, wußte der Feind nicht, wer zu seiner, wer zu unserer Parthei gehörte, und in dieser seiner Verwirrung war es uns, die wir wohl wußten was wir zu thun hatten, möglich, unsern Weg zu forciren und zu den Pferden zu gelangen, indem wir den Herrn im Pelzgewande und drei andere Gefangene mit fortführten.

Von den Meinigen vermißte ich nicht mehr als zwei Mann. Den Einen, von meiner eigenen Abtheilung, hatte ich durch einen Schuß in den Kopf fallen sehen, der Andere war einer der Gensdarmen, die mir Montgomery mitgegeben. Er hielt sich, an dergleichen Expeditionen noch nicht gewöhnt, etwas zu lange auf und ward gefangen.

Wir zogen uns in Eile über die Anhöhe, während uns der Feind, sobald er sich aufs Pferd werfen konnte, eifrig nachsetzte. Allein da ich schon mehreremal dieses Terrain passirt, war ich mit jeder Scholle desselben vertraut, so daß sich unsere Verfolger fruchtlos abmühten. Endlich erreichten wir die Stelle, von wo ich den Tag zuvor die feindliche Bewegung wahrgenommen hatte. Hier bemerkte ich bei einem hellen Schein, von dessen Ursache ich mir keine Auskunft zu geben wußte, daß sich die Zahl der Verfolgenden auf dreißig bis vierzig Reiter belaufen mochte. Augenblicklich kommandirte ich: „Rechtsum kehrt," und gab dem Feinde eine Probe unserer Lanzenspitzen. Da sie sich auf Niemand

zurücklehnen konnten, ließen sie sich nach kurzem Widerstand den Hügel hinabtreiben.

Ich verfolgte sie nur die Hälfte der Höhe hinab. Auf der Spitze angelangt, erblickte ich das Dorf, den Schauplatz unseres nächtlichen Angriffs, in lichten Flammen. Die Ursache davon war mir ein Räthsel; meine Leute neigten sich zwar zu der Ansicht, die Katholiken hätten es in ihrem Unwillen, daß uns die Bauern den Weg gezeigt, in Brand gesteckt, allein der Partheihaß ließ sich hier nicht verkennen, und deßwegen möchte ich eher vermuthen, daß in der allgemeinen Verwirrung irgend ein im Pachthause umgefallenes Licht das Gebäude in Brand gesteckt haben mußte.

Wir setzten unsern Marsch aufs Eiligste fort und erreichten gegen fünf in der Frühe unsere Quartiere. Hier hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, einige Worte mit meinem Hauptgefangenen zu wechseln und mich freundlich gegen ihn zu erweisen. Zwei der Meinigen hatten ihn die Treppe hinauf in mein Zimmer geführt, während ich über den nöthigen Anordnungen noch ein paar Minuten unten verweilte.

Beim Eintritt ins Zimmer fand ich ihn am Feuer, vor Kälte zitternd. Ich trat zu ihm mit den Worten: „ich fürchte, Herr, Ihr habt einen kalten Ritt gehabt."

„Ja wohl," erwiederte er, „so kalt und unbehaglich, als ich in meinem Leben noch keinen hatte."

„Daran hab' ich nie gezweifelt." war meine Antwort. „Aber wir müssen es Euch bequemer zu machen suchen."

„Mit Eurer Erlaubniß, Herr," versetzte er, mich vornehm vom Kopfe bis zur Zehe messend, während unter sei-

nem Pelzrocke ein nacktes Bein und ein blos mit einem Pantoffel bedeckter Fuß zum Vorschein kam, „mit Verlaub, könnt Ihr mir in Eurem Lager ein Ding verschaffen, das man im gemeinen Leben einen Stelzfuß nennt? Denn ich bin sicher, das Ding, das mich bisher durch die Welt getragen, ist zu dieser Zeit gänzlich erfroren.“

„Nein,“ sagte ich, „dergleichen können wir Euch wohl nicht verschaffen, aber jedenfalls, denk' ich, können wir in dieses Bein neues Leben bringen, und nehmet Ihr anders meinen Rath an, so legt Ihr Euch alsbald in ein warmes Bett, genießt eine tüchtige Portion warmen Weins, so viel Ihr nur fassen mögt, und haltet Euch eine halbe Stunde oder auch etwas mehr wohl zugedeckt. Dabei sagt Ihr mir, wer Ihr seyd, und was der Zweck der Expedition ist, deren Befehlshaber ich in Euch vor mir zu haben denke.“

„Darin, lieber Herr,“ war die Antwort des jungen Edelmanns, „thut Ihr mir wirklich zu viel Ehre an. Da Ihr aber die Artigkeit selbst seyd, so will ich Besitz nehmen von dem Bette, wenn Ihr mir nur sagen wollt, wo es ist. Auch den Wein werde ich zu mir nehmen, wenn man ihn anders mir bringt, und nach Erledigung dieses Geschäfts halte ich mich allerdings für verpflichtet, Euch jede Frage zu beantworten, die Ihr mir vorzulegen für schicklich halten mögt und deren Beantwortung kein Unrecht von meiner Seite voraussetzt.“

Ich rief Andriot und ließ den Gefangenen in La Tour's vormaliges Zimmer bringen. Auch der warme Wein wurde mit etwas Gewürz und Konfect zur Stelle geschafft, und

nachdem ich den Fremden auf diese Weise in ziemlich comfortablen Zustand versetzt, wiederholt' ich meine Frage um Namen, Stand, Rang ꝛc. Zu meinem Leidwesen erfuhr ich, daß er nicht der Befehlshaber war. Die Expedition, von dem berühmten Grafen de la Rivière Puitaillé befehligt, war nach seiner Angabe zur Wegnahme von Jarnac bestimmt. Mein Gefangener selbst, ein junger Edelmann, Namens Gersay, gehörte zur Klasse der lebenslustigen Hofstutzer, und nur die Aussicht auf eine bedeutende Ranzion konnte mich über den Fehlgriff in seiner Person trösten. Meine Leute dagegen gaben sich leichter zufrieden, denn Moric und die Andern hatten verschiedene Gegenstände von Werth und eine beträchtliche Geldsumme aufgebracht, so daß der Werth der Theilung nichts weniger als unbedeutend ausfiel. Gersay's Ranzion war in Bälde bestimmt und bezahlt, und noch einmal meine Militärkasse bis zum Ueberlaufen gefüllt.

Inzwischen hatte die Abwesenheit des Prinzen zu Niort, obwohl zum Bezug von Geld und wegen der Unterhandlungen mit der Königin von England unerläßlich, dennoch sehr traurige Folgen für die militärischen Aussichten.

Ehe man den Prinzen von allen diesen Entdeckungen benachrichtigen oder die Truppen von der begonnenen Bewegung gegen die Loire zurückrufen und theilweise zur Vertheidigung von Jarnac absenden konnte, hatte sich La Rivière dieses Platzes bemächtigt. Auf diese Weise hatte der Feind einen wichtigen Punkt an der Charente erworben, und La Rivière, nichts als Rache athmend wegen meines Angriffs

auf das Dorf, machte zur Revanche verzweifelte Ausfälle nach allen Seiten.

Das gewiß zufällige Abbrennen des Dorfs führte zu den schrecklichsten Folgen. Unter den ersten Gebäuden, die bei dem Brande an die Reihe gekommen, befand sich das Quartier eines gewissen Capitän Lespinette, dem einige Effecten dabei verbrannt waren. Dieser gelobte bei der ersten Expedition, die ihm La Rivière anvertraute, Rache an den Protestanten zu nehmen. Er griff ein Dorf an und plünderte es rein aus, und da einige Weiber und Kinder sich in eines der Häuser flüchteten, während ihre Männer und Väter das Freie gewannen, legte er, wie man uns versicherte, absichtlich Feuer an das Gebäude, und ließ die Bewohner darin elendiglich umkommen.

Aber eine furchtbare Wiedervergeltung ward ihm zu Theil. Sobald sich eine genügende Streitmacht gesammelt, befahl der Admiral dem Marquis von Briquemaut, La Rivière in Jarnac anzugreifen. Die Stadt ward mit Sturm genommen. den Einwohnern aber, unsern Glaubensgenossen, geschah kein Leid. Die sich ergebenden Katholiken erhielten Pardon und Manche entkamen, aber Lespinette und seine Schaar flüchteten sich in das alte Fort, wo sie sich bis aufs Aeußerste halten wollten. In demselben Augenblick, da sie dieß erklärten, gerieth der untere Theil in Brand. In der Unmöglichkeit, sich auf andere Weise zu retten, entschloßen sich der Anführer und zwei seiner Gefährten zu einem Sprunge durch die ziemlich breiten Schießscharten. Aber die daran hängenden Körbe verhinderten dieß, und bei ihren Anstren-

gungen, sich durchzudrängen, klemmten sie sich mit ihren Rüstungen so fest ins Mauerwerk ein, daß keine menschliche Kraft sie herausziehen konnte, so daß sie in dieser schrecklichen Stellung im buchstäblichen Sinne gebraten wurden.

Inzwischen wurde die Lage der protestantischen Armee mit jedem Tage kritischer. Die katholische Macht, der unsern beinahe doppelt überlegen, rückte immer näher und schob sich zwischen uns und die von Gascogne hinaufziehenden Truppen in der Absicht, uns alsbald zu einem Treffen zu nöthigen. Dagegen waren noch immer die wichtigsten Punkte der Charente in unsern Händen, der Admiral und Prinz Condé standen wieder an der Spitze der Truppen, und wäre ihre taktische Geschicklichkeit von dem Eifer und Gehorsam der Offiziere gehörig unterstützt worden, hätten wir uns bis zur Ankunft genügender Verstärkungen halten und alsdann dem Feinde die Spitze bieten können.

Zwar rückte der Herzog von Anjou täglich näher, doch verzögerten die beständigen Scharmützel, in welche ihn d'Andelot und Prinz Condé zu verwickeln wußten, seinen Abmarsch, der sonst weit schneller von Statten gegangen seyn möchte. Es vergieng nicht ein Tag, daß nicht einige Hunderte, bisweilen Tausende unserer Truppen ganz unerwartet eine verwundbare Seite der feindlichen Stellung angriffen. Mehrmals kamen wir bis in die Quartiere des Herzogs von Montpensier, und einmal befanden wir uns unter Puiviaults Anführung in der Wohnung des Herzogs von Anjou selbst. Bei dieser Gelegenheit stießen wir bei Anville, wo sich des Herzogs Hauptquartier befand, auf ein Korps von siebzig

bis achtzig Herren vom Hofe. Da wir uns hartnäckig bis zur Ankunft von Verstärkungen in unserer Stellung behaupteten, rückten von beiden Seiten bedeutende Truppenmassen herbei, so daß der Rückzug für uns absolut nothwendig ward, sollte anders nicht das Scharmützel mit einem allgemeinen Treffen endigen, wozu beide Theile gleich wenig gerüstet waren.

Aber nichts konnte die Fortschritte des Feindes aufhalten, und zu Anfang des März bemächtigte sich der Herzog der Stadt Chateauneuf an der Charente. Die Brücke blieb indeß in unserem Besitze, und wir schoben mehrere kleine Abtheilungen in verschiedenen Richtungen am jenseitigen Ufer vor, um gegen einen Ueberfall gesichert zu seyn. Ich agirte nicht länger als bloßer Partheigänger, sondern hielt mich mit militärischer Pünktlichkeit an die Befehle meiner Vorgesetzten. Bei dieser Gelegenheit ward ich etwas über Cognac hinaus postirt mit dem Befehle, die feindlichen Bewegungen möglichst auszuspähen und sie schleunig an den Admiral oder den Prinzen zu berichten. Wirklich sah ich noch an demselben Tage gegen drei Uhr ein bedeutendes Truppenkorps gegen mich heranziehen. Der große Lärm, den die Leute machten, das Schmettern der Trompeten, der Trommelschlag ließ mich sogleich eine Finte vermuthen, ich ritt nach einer benachbarten Anhöhe und sah nun deutlich, daß die feindliche Abtheilung nicht stark genug war, den Uebergang über den Fluß auf diesem Punkte zu versuchen. Augenblicklich meldete ich es dem Admiral, damit er sich durch keine Kriegslist täuschen ließe. Coligny ließ mir seinen Dank vermelden mit der Versicherung, daß er nicht ge-

täuscht sey, und ich möge nach möglichst langer Behauptung meiner Stellung mich nach dem Dorfe Triac ziehen, um daselbst meine Vereinigung mit dem Grafen Montgomery zu Stande zu bringen. Das Gefecht bei Cognac dauerte kaum eine halbe Stunde; aber Mitternacht war vorüber, als ich mit meiner vom langen Marsch ermüdeten Schaar in die angewiesenen Quartiere gelangte.

Das Haus schien wohnlich, die Ställe gut, auf einem Kornboden über letzteren konnte der größere Theil meiner Leute untergebracht werden, die Uebrigen hatten Raum genug im Hause. Aber da war auch kein einziger Bund Stroh zu finden, keine Fourage irgend einer Art. Während meine Leute überall im Hause nachspähten, sah ich im obern Stockwerke meines Quartierwirthes einen Kopf am Fenster und im nämlichen Augenblick rief mich Jemand bei meinem Namen mit den Worten:

„Ah, guten Morgen Herr von Terons, es ist schon lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen.“

Die Stimme war mir nicht unbekannt, und doch konnte ich mich nicht entsinnen, wo ich sie früher gehört hatte. Ich erwiederte blos: „nur eine Minute Geduld, bis ich der Fütterung der Pferde angewohnt.“

„Sapperment!“ sagte Moric, der neben mir stand, „Ihr dürft Euch Glück wünschen, gnädiger Herr, wenn Ihr genug Stroh bekommt für Ein Pferd. Nun kommen die Nächte, denk' ich, die Reiterpferde zu Krippennagern machen, weil sie sonst nichts zu beißen haben.“

„Moric,“ sagte ich, „vorgestern auf unserem Marsche

sah ich eine Viertelstunde von hier zur Rechten ein großes Pachtgut. Chemille sagte mir, der Pächter habe die Erklärung verweigert, ob er Protestant oder Katholik sey. Allein sey er was er wolle, ich muß Fourage haben. Da uns aber der Admiral das Plündern verbietet, so nimm zehn mit Dir, begib Dich zu ihm ins Haus, mit dem Schwert in der einen, dieser Börse in der andern Hand, und sag' ihm, Du kommest von Seite des Herrn von Cerons, der Fourage nöthig habe für seine Pferde. Laß ihm die Wahl zwischen Gold und Stahl, jedenfalls aber bring die Fourage."

„So recht, so recht!" rief die Stimme aus dem obern Fenster, während ich mir nicht träumen ließ, daß ich belauscht sey. „So recht, Hand in Hand Gerechtigkeit und Billigkeit, Herr von Cerons." Nachdem ich Moric seine Ordre gegeben, die er denn auch mit ausgezeichnetem Erfolg zu vollziehen wußte, trat ich ins Haus und stieg die Treppe hinauf, die so gewaltig unter mir knarrte, daß das Gewicht zweier Männer auf einmal sie sicher zu Fall gebracht hätte.

Im Zimmer zur Rechten brannte Licht und ein lustiges Feuer. Hier trat ich ein und mein erster Blick fiel auf eine hohe, gewaltige Gestalt, die am Fenster saß. Neben ihr war ein Page geschäftig, die verschiedenen Stücke der Rüstung zusammenzufassen. Die Gestalt kehrte sich gegen den Eintretenden, dem Pagen, der über diese Bewegung das Bein des Gebieters mit der Knieschiene etwas unsanft berührte, ward ein unsanfter Segen zu Theil, mir aber ein herzliches: „Willkommen, willkommen, Cerons, so find' ich Euch wirklich wie ich gehofft, verwandelt aus David, dem kleinen Schä-

ferknaben, in einen stattlichen Kriegsmann. Und wer weiß, was noch kommen mag?"

Es waren die Züge meines ersten Kriegskameraden und Rathgebers Stuart, und mit gleich großer Freude und Dankbarkeit hieß ich ihn mit herzlichem Händedruck bei der Armee willkommen.

„Schon lange hofft' ich Euch zu sehen," sagte ich, „aber diese Nacht und in meinem eigenen Quartier hätte ich es nicht erwartet."

„Nun, es mußte sich schicken," erwiederte er, „daß es auch mein Quartier ist, denn Haus und Hof und Stall sollten zwischen uns getheilt seyn. Freilich weiß der Himmel, wie wir damit zurecht gekommen wären, hätte ich meine Mannschaft mitgebracht. Aber ich ließ den größern Theil etwas zurück, denn Roß und Mann waren durch scharfes Reiten und Entbehrungen aller Art gänzlich erschöpft. Zwar wollte mich der Prinz in Jarnac beim Nachtessen und morgen beim Mittagsmahl behalten, aber ich ritt mit einigen Bedienten herüber, zu sehen wie es bei der Avantgarde stände, denn ich bin vollkommen überzeugt, wir sind keine vier und zwanzig Stunden mehr ohne eine Schlacht. Auch wünscht' ich Euch zu sehen, und ein gutes Abendbrod wartet auf Euch, obwohl ich, ein Bündel Haber und eine Handvoll Stroh für sechs Pferde abgerechnet, nichts von Fourage auftreiben konnte."

Ich folgte seinem Beispiel in möglichst schneller Ablegung der Rüstung, denn seit mehr als zwanzig Stunden hatte ich den Helm nicht vom Haupte gebracht. Auch war

mir mit Ausnahme eines Trunks kalten Wassers in dieser ganzen Zeit nichts über die Lippen gekommen, so daß ein tüchtiges Stück gerösteten Schweinefleisches und eine Platte geschmorter Schweinsfüße und Ohren mit Backkrebsen, sich als der willkommenste Anblick auswiesen, der meinen Augen seit längerer Zeit zu Theil geworden war. Besonders wegen meiner armen Leute vernahm ich mit großem Vergnügen, daß Mundvorräthe im Ueberfluß vorhanden wären, und ehe ich selbst einen Bissen zu mir nahm, versah ich sie mit gehöriger Baarschaft, sich alles Nöthige anzuschaffen. Es war dieß von meiner Seite ein reiner Act der Freigebigkeit, denn unsere letzten Expeditionen hatten sich so ergiebig ausgewiesen, daß die Beutel der Meinigen besser gefüllt waren, als die irgend einer andern Truppe in der Armee.

Beim Essen erzählten wir uns, Stuart und ich, unsere gegenseitigen Begegnisse seit unserem Abschiede zu Bordeaux. Trotz der kurzen Dauer unseres ersten Verkehrs schienen sich doch bei diesem unvermutheten Zusammentreffen zwei alte, seit Jahren intime Freunde wieder zu finden. Er erzählte mir alle Umstände, die seine Vereinigung mit der Armee verzögert, den Schwierigkeiten, seine schottischen Landsleute übers Meer zu bringen, oder andere passende Leute für seine Truppe zu bekommen; wie er sich endlich zur Vereinigung mit de Pile genöthigt gesehen, und wie sie sich Beide bemüht hätten, den protestantischen Adel von Ober- und Nieder-Gascogne zu Ergreifung der Waffen zu vermögen, zu einigem Wagniß für die gemeinschaftliche Sache zu entflammen. Auch die Hindernisse, welche die Katholischen

seiner Vereinigung mit der protestantischen Armee in den Weg gelegt, blieben nicht unerwähnt, so daß er zuletzt sich genöthigt gesehen, de Pile mit dem größern Theil der Truppen zurückzulassen, und mit nicht mehr als sechzig Helmen sich zu Prinz Condé durchzuschlagen. Denn, war der Schluß seiner Rede, eine Ahnung die ihn in dergleichen Fällen noch nie getäuscht, lasse ihn voraussehen, daß wir am Vorabende einer Hauptschlacht ständen.

An mich richtete er tausend Fragen über meine Lage, meine Aussichten, obgleich es in die Augen sprang, daß er von Zeit zu Zeit von mir gehört und sich auf seinen kriegerischen Neophyten nicht wenig einbildete. Ich erzählte ihm meine kriegerische Laufbahn, wie ich sie bisher dem Leser vorgeführt, und mein Benehmen fand seine volle Billigung.

Im Verlauf dieser Gegenstände kamen wir natürlich auf den guten Martin Bern, seine Reise nach Bordeaux, die Auslösung des Dolchs, zu sprechen. Bei Erwähnung des letztern rief Stuart: „In dieser Beziehung mochte sich allerdings meine Handlungsweise nicht ganz rechtfertigen lassen, und ich veranlaßte auch den guten Salomon Ahar zu einem strenger Rechtlichkeit keineswegs entsprechenden Verfahren. Aber da ich sah, wie sehr Euch der Verlust des Dolchs zu Herzen ging, benützte ich den Zufluß einer unerwarteten Summe, wodurch einige Kronen zu meiner freien Disposition kamen, zur Auslösung. Ich bestand auf dieser in der Meinung, in ein Paar Tagen bei Euch zu seyn. Freilich mußte ich seither weit genug umherirren, aber Euer

Dolch ist in Sicherheit bei meinem Gepäcke zu Jarnac. Eins aber muß ich Euch noch sagen, was sich bei der Einlösung ergab, und weßhalb ich sehr froh war, die Waffe aus des Juden Händen befreit zu haben. Daß Letzterer von Bordeaux nach Paris gezogen, mögt Ihr wohl schon gehört haben?"

„Nein," sagte ich, „davon vernahm ich bis jetzt kein Wort, wohl aber kann ich mir vorstellen, daß Bordeaux kein Aufenthalt nach seinem Geschmack war. Aber sagt, warum wart Ihr denn so froh über die Auslösung?"

„Den Grund davon mögt Ihr wohl selbst schon wissen," erwiederte er, „ich aber erfuhr ihn erst durch den Juden. Als ich diesen nach langem Weigern endlich zur Herausgabe vermochte, sagte der ehrliche Salomon: „Und wißt Ihr auch, gnädiger Herr, daß er hohl ist?" Dann zeigte er mir durch Abwägen mit einem kleinern, daß das Heft hohl ist, und an der Stelle eines ausgefallenen Edelsteins sahen wir deutlich eine Oeffnung, in der ein Pergament stack. Es mag für Euch von Bedeutung seyn oder nicht, was weiß ich? War es Euch bekannt?"

Ich erwiederte verneinend, und nach einigen weitern Bemerkungen ward auf den andern Morgen, falls uns die militärischen Operationen keinen Strich durch die Rechnung machen würden, ein gemeinschaftlicher Ritt nach Jarnac verabredet, wo ich meinen Dolch einlösen und mich von dem Inhalte des Hefts vergewissern sollte.

Nachher trennten wir uns. Stuart warf sich auf sein Lager, ich suchte das meine, und da ich in den letzten fünf,

sechs Tagen kaum einige Ruhe genossen, so fiel ich in einen schweren, tiefen Schlaf, so regungs- und traumlos, daß man ihn mehr Tod als Leben nennen konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Bald nach Tagesanbruch schüttelte mich Jemand am Arm aus dem Schlafe; ich schlug die Augen auf, und Stuart in voller Rüstung stand vor mir.

„Auf, de Cerons, auf!“ sagte er, „sonst nennt man Euch eine Schlafmütze. So eben habe ich Botschaft erhalten vom Admiral, welcher bei Bassac steht, und meine Leute sind mit dem Gepäcke gekommen. Derselbe Bote hat auch an Euch Aufträge; Ihr sollt persönlich genauern Bericht erstatten über die gestrigen Vorfälle bei Cognac. Man scheint Nachrichten von jener Seite bekommen zu haben, die Besorgnissen Raum geben.“

Ich schüttelte den Kopf. „Von jener Seite machen sie wohl keinen Versuch,“ war meine Antwort. „Inzwischen will ich im Augenblick auf und bereit seyn.“

„Und ich mache einstweilen die Pferde mobil,“ erwiederte Stuart. Aber noch ehe diese bereit waren, trat ich fix und fertig auf den Hofplatz.

Ich ließ einige unbedeutende Befehle für Moric Endem zurück, der nirgend zum Vorschein kam, und entfernte mich mit meinem Gefährten, von seiner Schaar und vier bis fünf der Meinigen gefolgt. Das Tageslicht war noch

ziemlich grau an dem düsteren Märzmorgen, aber Alles war ruhig und still und nichts deutete im Geringsten das Daseyn kriegführender Scenen in der unmittelbarsten Nachbarschaft, das Herannahen eines schleunigen, blutigen Kampfes an. Wir besprachen uns über die Stellung und Lage der Armeen, und Stuart war nach den Nachrichten vom vorigen Abend vollkommen überzeugt, daß jeder Versuch des Feinds bei Chateauneuf über die Charente zu gehen, im Augenblick vereitelt seyn würde.

„Dort stehen Soubise," sagte er, „und Montgomery und La Loue mit hinlänglicher Mannschaft, den Uebergang wenigstens so lange zu verwehren, bis die übrige Armee zu Hülfe kommen könnte. Auch wagt der Feind keinen Versuch im Angesicht der Macht, die der Admiral ins Gefecht bringen kann."

Kaum waren ihm diese Worte über die Lippen gekommen, als uns ein Reiter in vollem Gallopp einholte. Es war einer meiner Leute, welcher uns schon aus der Ferne zuwinkte Halt zu machen, und näher gekommen, uns zurief: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, schnell zurück! Der Feind hat auf der Brücke und mittelst einer Schiffbrücke über den Fluß gesetzt. Ich habe mit eigenen Augen zehn bis zwölf Fähnlein Reiter mit der großen, blauen Standarte gesehen. Die ganze Avantgarde ist bereits über, das weiß ich gewiß, und eine Schiffbrücke wird just unterhalb der andern geschlagen."

„Gewiß wieder eine Nachläßigkeit von Seite La Loues," sagte ich, mich zu Stuart wendend; „ich habe immer

bemerkt, daß er der Unachtsamste von allen Befehlshabern ist. Ich will im Augenblick zurück, ich fürchte, es kommt zum Kampf, und wir sind doch gar nicht dazu gerüstet. Um Gotteswillen Stuart, eilt, und meldet es dem Admiral."

Das war Alles was gesprochen wurde, und Stuart, mit der Hand winkend, jagte von dannen, während ich eben so schnell dem Dorfe zusprengte. Ehe ich Triac erreichte begegnete mir ein halb Dutzend Boten, die, ins Haupt„quartier des Admirals und des Prinzen eilend, ohne ein Wort zu sprechen an mir vorüberritten. Vor meinem Quartier fand ich Moric Endem mit meiner eigenen Schaar und den berittenen Arquebusieren in Marschordnung aufgestellt. Ohne Verzug eilten wir aus dem Dorfe, und im nächsten Augenblick lag die ganze Scene der beginnenden Schlacht vor unsern Augen aufgerollt.

Die anmuthigen Wiesen, in sanften Abhängen das Ufer erreichend, waren bedeckt mit königlichen Truppen im vollen Schimmer kriegerischen Glanzes. Fahnen und Standarten, wehende Federn, buntfarbige Mäntel nahmen die ganze Seite des Flusses ein, während die Nachhut der katholischen Armee mit Cymbeln, Trompeten und Trommeln, deren Geräusch, vom Winde getragen, bis zu unserem Hügel drang, über die Brücke von Chateauneuf und eine in der Nacht geschlagene Schiffbrücke setzte.

Dem Hauptkorps der Katholischen zogen auf eine halbe Meile einige Schwadronen Reiterei voraus, die mit eingelegten Lanzen zwei oder drei kleine Hugenottische Ab-

theilungen angriffen. Trotz ihres tapfern Widerstandes waren unsere Glaubensgenossen augenscheinlich im Nachtheil. Wir sahen wie die Lanzen splitterten, die Pferde stürzten, wie die protestantische Kavallerie zurückgetrieben ward gegen einen breiten, mit Dämmen umgebenen Sumpf und einen kleinen Bach, der sich wie ein glänzender, silberner Faden durch die Wiesen am Fuß des Hügels hinzog. Andere kleine protestantische Reiterabtheilungen kamen in voller Eile ihren Gefährten zu Hülfe, aber in demselben Augenblick sollte ihnen ein noch wirksamerer Beistand zu Theil werden. Als wir nämlich hinter den Mauern eines kleinen Weilers hervorkamen, ward ich vier bis fünf Kompagnien Infanterie gewahr, die ich sogleich für das tapfere, entschlossene Arquebusierkorps Pluviauts erkannte. Sie eilten rasch dem Damme des Wasserbeckens zu, und eröffneten ein scharfes Feuer auf die nächsten Schwadronen der katholischen Reiterei. All dieß nahm ich im Hinabreiten gewahr, nun aber zog das Schmettern einer Trompete zur Rechten meine Aufmerksamkeit dahin, und ich sah ein kleines Häuflein unserer Reiter etwa höchstens aus hundertfünfzig bis zweihundert Mann bestehend, in derselben Richtung wie wir den Hügel hinabsprengen. Ich erkannte an ihrer Spitze einen Mann, dessen Kriegskunst und Talente sich bereits geltend gemacht hatten, den nun gefeierten La Noue, ihm zur Seite Acier und La Loue, deren Kraft und Entschlossenheit im entscheidenden Momente des Handgemenges den Soldaten zu den ungewöhnlichsten Anstrengungen zu befeuern pflegte. Ich eilte mich mit ihnen zu vereinigen, und war höchlich

willkommen, obwohl wir keine Zeit zum Sprechen, ja nicht einmal zu augenblicklichem Anziehen des Zügels hatten.

Wir eilten in Einem Athem den Hügel hinab, bis wir einige Hecken hinter uns hatten, die sich am Rande des Hügels hinzogen. In eine lange Linie ausgedehnt griffen wir die feindliche Kavallerie an, als sie gerade den Damm zur Rechten des Sumpfs passiren wollte. Im nämlichen Augenblicke erneuerte Pluviaut sein Feuer auf den Feind, und wir trieben diesen in großer Verwirrung ein Paar hundert Ellen zurück.

Da wir inzwischen nichts weiter ausrichten konnten, als den Feind so lange am Ufer beschäftigen, bis der Admiral und Prinz Condé eine gute Stellung auf den Höhen genommen, kommandirte La Noue eine Schwenkung, die uns in gleiche Linie mit dem Fußvolk bringen sollte. Allein beim Umkehren sahen wir, daß Pluviaut, auf seiner Linken angegriffen, zum Rückzug genöthigt war, indem Martique mit seiner höllischen Reiterei nach Umgehung der andern Seite des Sumpfs uns bereits auf der Flanke bedrohte.

Wir hatten keine Zeit unsere Disposition zu treffen, denn die Katholischen waren uns mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Energie in den Haaren. Beim Umwenden des Pferds erblickte ich Martique, der keine zehn Schritte von mir entfernt war. Mit dem Rufe: „Ha die Fahne! die Fahne! Hieher Herr von Cerons!“ warf er sich mir entgegen. Ich empfing ihn nach Kräften, aber unsere kleine Schaar ward durch den heftigen Angriff in

jeder Richtung durchbrochen. La Noue suchte sich mit dem Reste auf Pluviauts Fußvolk zurückzuziehen, die Mannschaft folgte zu zwei und dreien, wie sie sich von dem Handgemenge loszumachen vermochte. Nachdem wir einige scharfe Hiebe gewechselt, sah ich, daß ich mich Martiques entledigen oder mich gefangen nehmen lassen mußte, daher zog ich die Pistole aus dem Halfter, schoß sie seinem Pferde in den Hals, und das Thier brach unter ihm zusammen.

„Wahrlich nicht ehrlich!“ rief er im Fallen.

„Hatt' ich doch keine andere Wahl,“ war meine Antwort indem ich wegjagte. „Ihr seht ja, ich war im Stich gelassen.“

Ich eilte den Uebrigen nach und stieß zu dem kleinen Häuflein, das sich so eben wieder gesammelt und den Pluviaut unterstützte, welcher mit bewundernswürdiger Kunst und Geistesgegenwart den Feind so lange als möglich im Schach hielt. Da war jede kleine Hecke, jedes Bruchstück von Mauer von seinen Arquebusieren besetzt, jede Erhöhung, jede Niederung des Bodens wurde aufs Trefflichste benützt, jeder Fußbreit Landes auf dem langsamen Rückzuge nach dem Dorfe, wo ich mein Nachtlager gehalten, aufs Beste vertheidigt. Gewiß sage ich nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß man es Pluviaut vorzüglich zu danken hat, wenn die Schlacht nicht noch ungünstiger für die Protestanten ausfiel, als es wirklich der Fall war.

Mittlerweile rief mir La Noue zu: „Eilt so schnell als möglich ins Dorf, de Cerons, und behauptet es bis aufs Aeußerste. Schon wirft sich Martique von der Rechten

auf dasselbe, er schneidet uns ab wenn wir ihm nicht augenblicklich zuvorkommen."

Der kürzere Weg brachte mich vor dem katholischen Anführer dahin; ich erwartete ihn am Eingang der Hauptstraße und warf ihn durch einen lebhaften Angriff eine Strecke weit zurück. Freilich konnte ich mich nicht lange in der Offensive halten, doch waren La Noue und die Uebrigen nun im Stande, sich in guter Ordnung zurückzuziehen.

Ein Paar Minuten später flog Acier zu meinem Beistande herbei. Er rief mir scherzend zu: „Wohlan, Liebling Fortuna's, laßt uns probiren, wie lange wir Beide den Feind aufhalten mögen!"

„Nicht lange, fürcht' ich. Acier," war meine Antwort. „Eure Zahl, wie die meine, ist seit heute Morgen ziemlich dünn geworden, und sieh', da kommen noch sechs Fähnlein den Hügel herauf, Martique zu verstärken. Ha Moric!" fuhr ich fort, als ich mich nach meinen Leuten umsah, „ich hielt Euch für verloren, armer Bursche. Kommen noch Mehrere?"

„Zwei sind in einer Minute hier, gnädiger Herr," versetzte dieser. „Ich schickte sie an's andere Ende des Dorfs, nach der Bagage und den Knechten und Pferdejungen zu sehen. — Aha, Meister Martique," rief er, als er sah daß der Feind, der sich etwas rechts gezogen, einen Augenblick Halt machte, „das Loch hab' ich Euch verstopft. Die Straße geht zwar zwischen den beiden Häusern durch, aber ich hab' einen Wagen quer vorgeschoben."

Morics Vorsicht konnte uns jedoch nicht lange schützen. Martique griff uns wieder von vorn an, und obgleich wir nun ihm bei der Enge der Straße die Spitze bieten konnten, so sahen wir doch, daß ein Theil der Seinigen sich mit Hinwegräumung des umgestürzten Wagens beschäftigte. Inzwischen setzten wir den Widerstand möglichst lange fort, und traten den Rückzug erst dann an, als der Feind gegen unsere Flanke vorbrach.

Allein Pluviaut war bereits in Sicherheit. Als wir zur andern Seite des Dorfs herauskamen, die Vordersten der Feinde unter unsere Nachhut gemischt, bot sich uns ein sehr willkommener Anblick dar. Es war Andelot, der uns an der Spitze eines bedeutenden Reiterkorps zu Hülfe kam. Hinter ihm ragte eine lange Lanzenlinie über den Hügel empor, zum Beweis, daß der Admiral und der Prinz in wenig Minuten auf dem Kampfplatz erscheinen würden.

Zugleich mit uns ward auch der Feind dieß gewahr. Martique verfolgte uns nicht weiter, vielmehr eilte er, sich im Dorfe zu verschanzen, um es wo möglich bis zur Ankunft der königlichen Truppen zu halten. Auch d'Andelot machte einen Augenblick Halt, um nicht Freund und Feind zugleich anzugreifen. Als wir ihn erreichten, bewillkommte er uns mit dem Tone des Muths, der Zuversicht, indem er uns entgegenrief: „Ha tapferer Acier! Ha de Cerons! brav gethan, meine Herren, wirklich brav gethan! Sammelt Eure Leute, und nochmals auf sie los! Und Jeder thue, wie er mich thun sieht!“ Kaum hatten wir wieder eine Linie gebildet, als er gegen das Dorf ansprengte.

Martique, seiner Zahl und seinem Muthe vertrauend, hatte inzwischen einen Theil seiner Reiterei über die Häuser vorgeschoben, und diese griffen wir mit einer Entschlossenheit an, die sich nur mit ihrem Widerstande vergleichen ließ. Ich befand mich etwa zwanzig Schritte von Andelot, welcher keine Lanze hatte. Ich sah wie er auf einen stattlichen Kavalier ansprengte, der, vom Haupt bis zu den Füßen vollständig gerüstet, es mit ihm aufzunehmen wagte. Andelot schlug seinem Gegner den Speer weg und versetzte ihm mit dem Handschuh seiner Linken, die zugleich den Zügel hielt, einen Schlag unter das Visier, daß dasselbe zusammenbrach. In demselben Augenblick drückte er ihm mit der Rechten die Pistole unter den Helm und feuerte. Der Mann fiel todt vom Pferde, und d'Andelot drang durch die feindliche Linie durch. *

In dieser Beziehung konnten wir freilich d'Andelots Beispiel nicht nachahmen, doch thaten auch wir unser Bestes. Martiques Truppen wurden ins Dorf zurückgetrieben, dessen Straßen sich in eine furchtbare Schlachtbank verwandelten. In wenig Minuten kam uns der Admiral selbst mit einem bedeutenden Reiterkorps zu Hülfe, und die Katholiken wurden zum andern Ende des Dorfs hinaus und eine halbe Meile weit über den Hügel zurückgedrängt.

* Diese merkwürdige That des berühmten d'Andelot wird von allen Augenzeugen, nicht nur von Herrn von Cerons erwähnt. Der Getödtete soll der Marquis von Monsalez gewesen seyn, dieß ist aber wahrscheinlich ein Mißverständniß. Ich bitte nicht zu vergessen, daß alle von Herrn v. Cerons erwähnten Thatumstände von den gleichzeitigen Autoritäten bestätigt werden.

Sie hatten jedoch ihre Maßregeln sehr gut getroffen. Bei der Verfolgung sahen wir uns plötzlich einem furchtbaren Kugelregen ausgesetzt, und Martique, durch die Truppen des Grafen von Brissac, bestehend aus einem frischen Reiterkorps und sechzehnhundert Arquebusieren theils zu Pferd theils zu Fuß, unterstützt, ging wieder zur Offensive über. Wir wurden zurückgetrieben und zwar in bedeutender Verwirrung, in Folge des unaufhörlichen, wohlgeleiteten Feuers, das die sogenannten „alten Banden von Brissac" auf uns unterhielten.

Unsere frühere Position, so kurz wir sie inne gehabt, hatte uns doch die ganze feindliche Armee auf dem diesseitigen Ufer gezeigt. Der Herzog von Montpensier zog sich mit wenigstens zehntausend Mann den Hügel herauf, während die Heeresabtheilung des Herzogs von Anjou in schöner Ordnung sich dem obenerwähnten Sumpfe näherte.

Nachdem wir uns drei bis vierhundert Ellen zurückgezogen, kamen die Truppen in etwas bessere Ordnung, und um das moralische Vertrauen wieder herzustellen, schwenkte der Admiral mit einer kleinen Schaar auf die Seite, als wollte er Martique angreifen. Das that er freilich nicht, vielmehr sah er sich einen Augenblick nach allen Seiten um, als suchte er Jemand, auf den er sich verlassen könnte, dessen Abwesenheit aber kein großer Verlust wäre, und endlich winkte er mir herbei und sagte leise: „Herr von Cerons, ich denke, Ihr fürchtet Euch vor nichts?"

„So hoff' ich, gnädiger Herr," war meine Antwort.

„Das Treffen wird allgemein, denk' ich," sagte er,

„und eine Hauptschlacht ist nicht zu vermeiden. Ich sollte Jemand haben, der ohne allen Zeitverlust nach Jarnac ritte zu Prinz Condé, um ihn zu bitten, mit dem Gros der Armee der Avantgarde zu Hülfe zu kommen; bis zu seiner Ankunft wollen wir unsere Stellung behaupten. Der gerade Weg führt längs der ganzen Linie jener Arquebusiere hin; wer die Aufgabe lösen will, setzt sich ihrem Feuer aus. Wollt Ihr gehen? Wenn Ihr's thut, nehmt drei Mann mit Euch."

Ich verbeugte mich bejahend, wechselte einige Worte mit Moric, dem ich das Kommando meiner geschmolzenen Schaar übergab, und begleitet von Andriot und zweien meiner Leute sprengte ich im schnellsten Carrière gegen Jarnac. Entweder sahen mich die Arquebusiere anfangs nicht, oder hielten sie mich an ihrer Fronte hinjagend für einen der Ihrigen, jedenfalls ließen sie mich die halbe Linie passiren, ohne mir einen Schuß nachzusenden. Endlich schienen sie aus ihrem Irrthum zu erwachen, und in einer Entfernung von nicht ganz hundert Ellen sah ich mich dem furchtbarsten Kleingewehrfeuer ausgesetzt, dessen ich mich in meinem Leben erinnere. Der arme Andriot stürzte im Augenblick zu Boden, aber da war keine Möglichkeit anzuhalten, und ich setzte in vollem Galopp meinen Weg fort.

Kaum dreißig bis vierzig Ellen weiterhin traf eine Kugel meinen Küraß, aber sie sprang ab, ohne durchzudringen, und eine zweite fuhr durch den Kamm des Helms. Zwei oder drei andere gingen mir durch den Mantel, und eine streifte den untern Theil der Hand am Zügel, daß der

Handschuh über und über mit Blut sich färbte. Dann schlug sie auf den Sattelknopf auf und prallte ab. Nun war ich nur noch zwanzig Ellen vom Ende der Linie entfernt, aber ehe ich dieses erreichte, ward mir der zweite Mann vom Pferde geschossen, und hätten die Arquebusiere vernünftigerweise nach den Pferden statt nach den Reitern gezielt, möchte wohl Keiner von uns dem Prinzen die Botschaft des Admirals überbracht haben. Der letzte Schuß, den ich erhielt, drang mir in die linke Schulter, aber er hatte nichts zu bedeuten, hinderte mich nicht einmal am Gebrauche des Arms.

Ich setzte nun meinen Lauf in Sicherheit aber mit derselben Eile fort und schlug das Visier zurück, um Luft zu schöpfen und deutlicher zu sehen, ob wir verfolgt würden. Letzteres war nicht der Fall; ich erblickte auf der Spitze des Hügels die Schwadronen des Admirals, konnte sogar die Gruppe erkennen, aus deren Mitte er meinen Lauf vielleicht nicht ohne Aengstlichkeit verfolgte. So mocht' ich eine Stunde zurückgelegt haben, als mir das Schmettern einiger Trompeten hinter einem kleinen Gehölz hervor zu Ohren drang, und denselben raschen Trott beibehaltend stieß ich den Augenblick nachher auf einige dreißig bis vierzig Reiter; sie trugen weiße Mäntel, und hatten die Fahne des Prinzen von Soubise entfaltet.

„Wo ist Prinz Condé?“ fragte ich. „Wo ist der Prinz? Ich bringe Botschaft vom Admiral.“

„Er kommt dort den Hohlweg herauf,“ erwiederte Einer der Herren. „Da wir feuern hörten, dachten wir es

sey irgendwo zum Gefecht gekommen, und nun sind wir auf dem Marsche nach Triac begriffen.“

„Die ganze Vorhut ist engagirt,“ versetzte ich, und ohne mehr Worte eilte ich dem Prinzen entgegen. Ich fand ihn an der Spitze von drei bis vierhundert Reitern, beinahe Alle von hohem Adel und ausgezeichnet durch Waffenruhm. Der Prinz schien sehr heiter; als er mich erblickte, rief er: „Ah, de Cerons! Nun was bringt Ihr Neues? So hat denn der Feind über den Fluß gesetzt, wie wir hören. Aber guter Gott Euer Mantel ist wenigstens an zwanzig Stellen durchlöchert, und Ihr blutet an Hand und Schulter.“

„Hat nichts zu sagen, gnädiger Herr,“ erwiederte ich. „Der Feind hat den Fluß passirt, die Vorhut ist seit zwei Stunden im Gefechte und der Admiral schickt mich Eurer Hoheit zu melden, daß ein allgemeines Treffen unvermeidlich ist, und er Euch bitten läßt, der Avantgarde zu Hülfe zu kommen.“

„Im Augenblick,“ war des Prinzen Antwort. Dabei flammte sein Auge von einem Feuer, das ich noch bei keinem andern Menschen gesehen. „Martinet, jagt zurück und laßt das Hauptkorps seinen Marsch beschleunigen. Cheuppes, Ihr eilt mit Lanquilliers zu Soubise und Ihr Drei mit Eurer Mannschaft galoppirt, so schnell Ihr könnt gegen Triac, um vor unserer Ankunft etwas aufzuräumen. De Cerons, Ihr bleibt bei mir: da Ihr Alles mit angesehen, gebt Ihr einen guten Führer ab. Nun auf ihr Leute!“ Der ganze Heerhaufe schlug, den Prinzen an der Spitze, einen lebhaften Schritt an, bis wir uns auf die Hälfte Wegs dem

Hügel genähert, den zur Zeit meines Abgangs vom Schlachtfelde die königliche Armee eingenommen gehabt hatte.

Freilich hatte sich inzwischen der Zustand der Dinge gänzlich geändert. Der Admiral hatte sich jenseits Triac zurückgezogen; Brissac lag im Dorfe, Martique hatte zur Rechten desselben Posto gefaßt, der Herzog von Montpensier stand auf der Höhe, und das Hauptkorps unter dem Herzoge von Anjou nahm das übrige Terrain gegen Chateauneuf ein.

Der tapfere Pluviaut dehnte sich möglichst aus, um Martiques Truppen in der Flanke zu bedrohen, und dieß setzte uns in den Stand unsere Linie mit der des Admirals zu verbinden. Ja wäre des Prinzen ganze Division auf dem Schlachtfelde gewesen, hätte sich der Tag vielleicht zu unsern Gunsten entschieden. Da dem aber nicht so war, indem der Prinz durch irgend einen Zufall erst spät von dem Zustand der Dinge Kunde erhalten, schien uns, die wir in der Niederung standen, die Lage des Admirals noch gefährlicher, als sie wirklich war.

Condé hielt einen Augenblick an, als besänne er sich über die mit dem Admiral gemeinsam zu treffenden Maßregeln, und wäre nicht in demselben Augenblick ein kleines Korps deutscher Protestanten auf dem Schlachtfeld erschienen, möchten wohl Anordnungen getroffen worden seyn, die den traurigen Ausgang des Tags verhütet hätten. Freude und Jubel leuchtete aus des Prinzen Augen beim Anblick unserer Bundesgenossen, nicht weil er hoffen mochte, die Schlacht durch einen raschen, verzweifelten Entschluß wie-

der herzustellen, sondern weil er sich wenigstens im Stande sah, die Truppen des Admirals durch eine kräftige Diversion zu befreien. In demselben Augenblick, wo er die Ankunft der Deutschen vernahm, hörte ich ihn laut nach seinem Helm rufen.

Bisher hatte der Prinz, obwohl dem Feuer der Arquebusiere ausgesetzt, — wirklich schlugen dort einige Kugeln in unsere Mitte — keine andere Kopfbedeckung getragen, als eine kleine, rothsammetne Mütze. Der Page zögerte lange mit dem Helm, die Offiziere im Gefolge des Prinzen drängten vorwärts, die Pferde schnaubten, wollten nicht mehr halten, und Condé selbst, den einen Arm wegen eines kürzlich gehabten Unfalls in der Schlinge, hielt sein eigenes Pferd nur mit Mühe vom Ansetzen zurück.

Endlich brachte der Page den Helm und Einige von der Bedeckung setzten ihn dem Prinzen zurecht. Seine Standarte mit der goldgestickten Devise: „Süß die Gefahr für Christus und Vaterland!“ entfaltete sich, und Graf von la Rochefaucauld, entschlossen dem Prinzen im Handgemenge zur Seite zu bleiben, bestieg ein frisches Pferd. Gerade wendete sich Condé zu mir mit der Frage: „Kennt Ihr die Reiterfähnlein dort auf dem Hügel, de Cerons?“ als La Rochefaucaulds Pferd beim Aufsitzen seines Herrn mit beiden Füßen nach dem Prinzen ausschlug, dessen Pferd von dem erhaltenen Schlage zu wanken schien.

Die Sammetmütze fiel dem Prinzen aus der Hand; das war auch der einzige Schmerzenslaut, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, der ihm entfuhr. Aber

wer schildert meine Bestürzung, meinen Schrecken, als ich mich nähernd gewahrte, daß ihm das Pferd das Bein abgeschlagen hatte, daß der Knochen völlig aus dem dicken, ledernen Stiefel hervordrang.

Ein Schrei des Kummers, der Bestürzung ertönte von den Lippen Aller. Aber der Prinz winkte mit der Hand und befahl: „Stille!“ Dann fügte er hinzu: „Aechte Edle Frankreichs, ihr seht, was sich zugetragen. Folgt mir, wohl zu beenden was unsere braven Freunde so tapfer begonnen, überdenkt in welchem Zustande Ludwig von Bourbon Euch heute zum Angriffe führt. „Für Christus und das Vaterland.“

Mit diesen Worten ließ er das Visier nieder, beugte das Haupt auf den Sattelbogen, gab dem Pferde den Zügel frei und stürzte sich wüthend auf die Flanke des Herzogs von Anjou. Wir Alle ihm nach. Uns gegenüber stand ein großes Korps Gendarmen, wohl zweitausend Mann stark, und im Moment unseres Angriffs schloßen uns zwei Reiterregimenter, in Allem zweitausend fünfhundert Mann, und achthundert Lanciers mit einer kleinen Abtheilung berittener Arquebustere durch eine rasche Seitenwendung völlig ein. Und doch ist es außerordentlich, was der Angriff des Prinzen von Condé ausrichtete. In dieser Stunde war Keiner unter uns, der nicht sein Leben verloren gebend, es möglichst theuer zu verkaufen suchte.

Die leichte Kavallerie unserer Fronte gegenüber wich im Augenblick vor uns zurück; der Herzog von Guise und seine Gendarmen wurden gegen Lavalette hingedrängt, die

Regimenter Chauvigni und Nevers in Unordnung geworfen, und um mich der Worte eines Augenzeugen zu bedienen: „Der Prinz und sein Häuflein glich einem Donnerschlage."

In zehn Minuten war aber auch Alles vorüber. Das Regiment des jungen Prinzen von Auvergne kam dem ersten Korps zu Hülfe und löste unsere kleine Truppe durch einen tapfern Angriff in einzelne Partheieen auf. Der Herzog von Montpensier warf uns zwei Regimenter entgegen, um seinen Sohn zu unterstützen; auch Martique stieg vom Hügel herab, Theil an unserer Vernichtung zu nehmen, und so kämpften wir, getrennt von einander, mit dem Muthe der Verzweiflung im Einzelgefecht, mit dem Gegner den jedem der Zufall in den Weg schickte. Ich brach mir Bahn, an nichts anderes denkend als mit meinem gewichtigen Schwert mein Bestes zu thun, als ich plötzlich einen Pistolenschuß in den rechten Arm bekam, daß dieser unmächtig an der Seite herabhing. Gleich darauf, noch ehe Jemand meinen Zustand benutzen konnte, brach mein Pferd todt unter mir zusammen. Im Fallen ward mein rechtes Bein so fest zwischen den Sattel und den Boden gezwängt, daß ich, auf derselben Seite des Gebrauchs des Arms beraubt, mich unmöglich losmachen konnte.

Die katholischen Gendarmen in meiner Nähe hielten mich augenscheinlich für todt, ja Einer von ihnen setzte über mich hinüber. Ich aber war mit Ausnahme der erwähnten Wunden nicht allein unversehrt, sondern auch bei

vollem Bewußtseyn inmitten des schrecklichen Auftritts, der rings um mich vorging.

Von diesem aber auch nur einen schwachen Umriß zu geben liegt außer dem Bereich der Möglichkeit. Bisweilen sah ich mich fast ganz allein, nur Wolken von Staub, matte, unsichere Gestalten, da und dorthin schwebend, waren noch sichtbar. Den Augenblick darauf befanden sich zwei, drei, vielleicht fünfzig, sechzig der Kämpfenden so hart neben mir, daß ihre Pferde mich mit jedem Tritte zu berühren drohten. Dieß begegnete mir auch wirklich wenigstens dreimal, aber die Rüstung schützte mich glücklicherweise vor Verletzung.

Endlich erblickte ich einen Renner, ganz mit Blut bedeckt, und auf ihm einen Reiter, dessen Züge mir nur zu gut bekannt waren. Keine zwanzig Ellen von mir entfernt sprengte er rasch den Hügel hinan, einem etwas freiern Punkte zu. Aber in demselben Augenblick ritten ihm zwei Kavaliere mit rothen Kreuzen auf den Schultern muthig nach, und ich sah, daß trotz aller Anstrengungen des Pferds, dem Willen seines Herrn durch Beflügelung seiner Schritte nachzukommen, das edle Thier, aus mehr als einer Wunde blutend, in seinem eiligen Laufe schwankte, während der Reiter, das Haupt tief zur Mähne hinabgebeugt, sich kaum mehr im Sattel halten konnte.

Die beiden Andern, frisch und wie es schien unverletzt, hatten ihn im Augenblick eingeholt. Das Nutzlose des Widerstands einsehend, da kein Freund in der Nähe, ihm die Kraft zu Gegenwehr fehlte, und er sowohl als das Pferd

außer Stand waren zu entkommen, reichte Prinz Condé einem der Kommenden seinen linken Handschuh dar, und in demselben Augenblick stürzte und brach das Pferd unter ihm zusammen. Ich sah, wie er da liegend das Visier aufschlug, und dem Edelmann, dem er sich ergeben, — wie ich nachher erfuhr, war es Argence — sein Gesicht zeigte.

Kaum erkannte dieser die Züge des Prinzen, so sprang er vom Pferde, half Jenem aufstehen und, den Zustand seines Beins gewahrend, geleitete, oder besser gesagt, trug er ihn unter einen kleinen Hagebuttenstrauch, wo er ihn mit dem Rücken an das Gebüsch lehnte. Die Scene lag mir nun näher; im nächsten Augenblick kamen noch ein Paar Edelleute dazu, die, gleichfalls absteigend, dem Prinzen mit freundlichen Worten zusprachen. Inzwischen ritt Montesquieu, den ich früher einigemal gesehen, ein durch seine Rohheit berüchtigter Mann, langsam hervor, mich, wie ich so da lag, gewahrend. Wegen meines geschlossenen Visiers konnte er nicht unterscheiden, ob ich todt war oder lebte, und ich hielt mich unbeweglich stille, obgleich die Pistole, die ich früher vom Sattelbogen losgemacht, fest in meiner Linken, und eben so fest in meinem Innern der Entschluß, mich ihm nicht zu ergeben, sondern ihn bei der ersten feindlichen Bewegung zu erschießen. Er mochte wohl irgend eine offene Stelle zu erspähen suchen, um sich durch einen Schwertstich von meinem Leben oder Tod zu überzeugen, aber keine solche findend, zog er eine Pistole hervor, wahrscheinlich um durch einen Schuß völlig sicher zu gehen.

Aber in demselben Moment ritt ihm Einer vom Hage=

buttenstrauch her entgegen, mit dem Zuruf: „Da haben sie ihn gefangen, Montesquieu, den Prinzen von Condé.“

„Gefangen! ihn!“ rief das Thier mit wüthendem Gebrüll. „Nieder mit ihm, nieder mit ihm! ins Teufelsnamen!“ und vorwärts reitend zielte er mit der Pistole nach dem Haupte des unglücklichen Prinzen und feuerte. Condé's Kopf sank zuerst rückwärts gegen das Gesträuch, dann bog er sich vorwärts in convulsivischer Bewegung und fiel todt zu Argence's Füßen. Dieser wendete sich zornig gegen Montesquieu und schien ihm wegen seiner That Vorwürfe zu machen.

Von nun an sah ich nichts weiter von der tragischen Scene, denn eine Schwadron Reiterei, Martigue an ihrer Spitze, schob sich zwischen meinen Standpunkt und jene ein. Ich kannte Martigue's Charakter; stolz, entschlossen, muthig wie ein Löwe, war er zugleich offen und großmüthig, und als er auf zehn Schritte an mir vorüberzog, rief ich ihn laut bei Namen. Er selbst hörte mich nicht, aber ein junger Offizier in seinem Gefolge rief, sich umwendend: „Wer verlangt nach Herrn von Martigue?“

„Ich,“ rief ich, die linke Hand emporhebend, „ein Edelmann und Ritter; ich wünsche mit ihm zu sprechen.“

Der Offizier meldete es seinem Befehlshaber, der alsbald sein Pferd wendend, auf mich zuritt. „Wer seyd Ihr, was wollt Ihr?“ fragte er zu mir niedersehend, ohne abzusteigen.

„Ich bin de Cerons,“ erwiederte ich, „und vor Allen

in der Armee wünsch' ich mich an Euch zu ergeben." Zu gleicher Zeit schlug ich das Visier zurück.

„Aha! junger Tiger!" rief er; „so hab' ich Euch endlich? Dem Rechte nach sollt' ich Euch eigentlich mit der Lanze durchstoßen. Und doch, glaub' ich, darf es nicht so seyn, und ich will Euch lieber ein Nachtessen geben. Ich denke, Ihr wißt bereits, junger Mann, daß Ihr den Tag verloren habt."

„Nur zu wohl," erwiederte ich traurig und Martigue sagte zu Einigen seiner Begleiter: „Da helft ihm auf, und sorgt für ihn. Schaut auch nach seinen Wunden; es wäre Schade, daß einer, der einen solchen Tag bestanden, am Abend desselben noch zu Grund ginge."

Mit diesen Worten ritt er von dannen.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Page, ein Soldat und einer von Martigues Dienern zogen mich unter dem Pferd hervor, und halfen mir sorgfältig und sanft auf die Füße. Anfangs konnte ich kaum gehen wegen der Steife des Beins und der Quetschungen, die dasselbe durch den Fall des Pferdes erlitten. Inzwischen zwang ich mich nach Kräften dazu, und meine Begleiter fragten mich, ob ich mich am Bein verletzt fühlte. Ich verneinte es, sie zogen mir die Rüstung aus und nun konnte ich mich eher bewegen. Der rechte Arm war immer noch kraftlos

und Martigues Leute wollten mich in Gemäßheit seiner Befehle zu einem Wundarzt bringen. Aber die Herren von diesem Fach bei der katholischen Armee befanden sich, scheint es, bei der Division des Herzogs von Anjou, und bei der Nachfrage nach ihnen kamen wir an mehreren Truppenabtheilungen vorbei, die sich in aller Eile gegen Jarnac zogen. Auf dem Wahlplatze aber war alles ruhig, die Schlacht war vorüber, die protestantische Armee in voller Flucht, der Sieg der Katholischen gesichert, und ich hegte nicht die geringste Besorgniß, daß einem ehrlichen Gefangenen, der überdieß verwundet war, irgend eine Beleidigung oder Unbill widerfahren könnte. So mit Martigues Leuten meine Straße ziehend, ohne daß mir ein unziemliches Wort zu Ohren kam, begegneten wir einer stattlichen Schaar Kavaliere, alle prächtig gerüstet und aufs Ausgesuchteste beritten, denen eine glänzende Eliten-Schwadron folgte. Die Erstern mochten sich auf zwanzig bis dreißig Edelleute belaufen, die Letztern auf etwa vierhundert Mann, und unter Jenen erkannte ich den Herzog von Montpensier und seinen Sohn den Prinzen von Auvergne.

Aber diese Beiden nahmen dießmal nicht die erste Stelle ein, denn ihnen um eine halbe Elle voraus ritt ein Jüngling, kaum dem Frühlingsalter entwachsen, denn er mochte noch nicht zwanzig Jahre zählen. Seine Rüstung war mit einem reichen Oberrock bedeckt, auf der einen Seite des Pferds trug ein Page zu Fuß seinen Helm, auf der andern ein Anderer die Lanze. Alles an ihm und seinem Pferde war eitel Pracht und Glanz, und die an Kleidung und Reit-

zeug überall verschwendete Lilie kündigte ihn sogleich als den Herzog von Anjou an.

Meine kleine Bedeckung trat sogleich auf die Seite, und ich nahm von des Prinzen Gesicht weiter keine Notiz, bis uns Einer vor ihn beschied. Nun schlug ich das Auge zu ihm empor und betrachtete ihn aufmerksam, während er an Martigues Pagen, den er erkannt zu haben schien, einige Fragen richtete. Er war unstreitig hübsch und seine Gestalt, seine Haltung hatte etwas Gebietendes, aber in den Augen lag ein unangenehmer, beängstigender Ausdruck und sein Gesicht hatte einen besondern Zug, den ich im Laufe meines ganzen Lebens nur noch an zwei Menschen außer ihm gesehen. So lang er ernst und ruhig blieb, war dieser Ausdruck, obwohl etwas streng, nicht so widerlich, aber so wie er das Gesicht zum Lächeln verzog, wars als müßte Einem das Blut in den Adern gerinnen. Nach wenigen mit dem Pagen gewechselten Worten kehrte er sich zu mir und fragte in ernstem Tone: „Könnt Ihr uns sagen, ob Prinz Condé dem Wahlplatz entkommen ist?“

„Nur durch den Tod, Herr,“ erwiederte ich.

„Wie?“ antwortete er, „ich sah doch seine große, weiße Standarte mit einigen dreißig bis vierzig Mann vor zwanzig Minuten quer über die Höhe fliehen.“

„Der Prinz, gnädiger Herr,“ sagte ich, „ist todt, verlaßt Euch darauf. Ich sah mit eigenen Augen, wie er ermordet ward.“

„Ermordet!“ rief der Herzog, indem sich das dämonische Lächeln über sein Gesicht zog. „Und was nennt

Ihr Mord, guter Freund, auf einem Schlachtfelde wie dieses?"

„Einen Mann niederschießen, Herr," erwiederte ich, „nachdem er Quartier erhalten, und sich an ehrenwerthe Edelleute ergeben."

„Es möchte nur Gerechtigkeit seyn, Herr, nicht Mord," meinte der Herzog, die Stirne runzelnd. „Und mit Verlaub, wer seyd denn Ihr, der Ihr Euch auf so passende Ausdrücke versteht?"

„Mein Name," versetzte ich, „ist de Cerons, und auch ich bin ein Gefangener."

„Ha!" rief der Herzog, „der unverschämteste Schuft im Lager der Rebellen. Wir haben von Euren Streichen gehört."

Obwohl ich wußte, daß mein Kopf auf dem Spiele stand, konnte ich mich doch nicht bezwingen, und ich sagte: „Kein Schuft, Herr, sondern Ritter und französischer Edelmann!"

„Fort mit ihm," schrie der Herzog, „und" — doch ehe er seine Sentenz schließen konnte, die wahrscheinlich einem Befehl, mich wie den Prinzen von Condé zu behandeln, gleichgekommen wäre, drängte der Herzog von Montpensier sein Pferd vorwärts und flüsterte ihm ein Paar Worte zu.

„Fort mit ihm," wiederholte der Herzog nach augenblicklichem Lauschen. „Sperrt ihn zusammen mit dem schottischen Landstreicher Stuart, und führt sie Abends nach der Tafel mir vor. Doch halt," fuhr er fort, „wo, glaubt

Ihr, liegt Prinz Condé? ich möcht' ihn mit eigenen Augen sehen."

„Wenn Ihr gerade auf jenen Strauch zureitet," erwiederte ich, meine Hand ausstreckend, „findet Ihr seinen Leichnam hart daneben, man müßte ihn denn entfernt haben."

„Geht Magnac, und seht nach," sagte der Herzog. „Ich bleibe inzwischen hier. Dort kommt Euer Diener Coustoureau, Montpensier. Er kennt den Prinzen, laßt ihn Magnac begleiten. Ihr bleibt, Herr, wir werden im Augenblick sehen, ob Ihr wahr sprecht oder nicht."

Ich enthielt mich jeder Gegenrede und Baron Magnac entfernte sich mit einem andern Edelmann, den Leichnam des unglücklichen Prinzen zu suchen. Nach ihrem Abgang herrschte eine tiefe Stille in unserem Kreise. Diejenigen, welche nicht wußten, ob ich wahr gesprochen, standen in bedeutungsvoller Erwartung, und so sehr der Herzog von Anjou die Miene der Ruhe, der Unbeweglichkeit anzunehmen sich bemühte, ließ sich doch nicht verkennen, daß auch er gar manchfache Gemüthsbewegungen unter der affectirten Maske der Strenge, der Kälte verbarg. Er sprach kein Wort, sondern sah unverwandt nach der von den Boten eingeschlagenen Richtung, obwohl die nach allen Seiten hin über die Gegend verbreitete Menschenmenge, die hin und her sich bewegenden Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferd ein Erkennen des Einzelnen auf die nächsten hundert Ellen unmöglich machten.

Endlich sahen wir einen unregelmäßigen Trupp Leute auf uns zukommen. Sie führten etwas in ihrer Mitte, und

als sie näher kamen, war die peinlichste, schauderhafteste Scene vor mir, die sich jemals meinem Auge enthüllt hat.

Seiner Rüstung, selbst des büffelledernen Unterwammses beraubt, Hemd und Leib mit Blut und Staub beschmutzt, lag der Leichnam des unglücklichen Prinzen quer über einen Esel, das Haupt auf der einen, die Füße auf der andern Seite herabhängend. Das lange, schöne, glänzende Haar fiel zum Boden hinab, aus den Locken in der Nähe des Gesichts tröpfelte langsam das noch immer der Todeswunde entquellende Blut, so daß die Spuren den ganzen Weg entlang sichtbar waren und als endlich das Lastthier neben dem Pferde des Herzogs von Anjou hielt, bildete sich alsbald auf dem staubigen Grunde eine kleine Blutlache. Trotz der großen Veränderung, die seither mit ihm vorgegangen, erkannt' ich den Körper im Augenblick an der Borte und den violetfarbenen Schnüren der Hemdärmel. Diese waren mir nämlich in demselben Moment aufgefallen, wo der Prinz beim Aufsetzen des Helms den verhängnißvollen Hufschlag bekam.

„Seyd Ihr gewiß, daß er es ist?“ sagte der Herzog. „Hebt den Kopf in die Höhe, Magnac, man kann sonst das Gesicht nicht erkennen.“

Baron Magnac wand sich ein Paarmal die Locken um die Finger und zog den Kopf in die Höhe. Da lag sie entblößt die geisterhafte Todeswunde, die das Gesicht so schrecklich entstellte, daß man es vor Blut, Staub und dem schwarzen Pulverdampfe kaum erkennen konnte. Dacht' ich mir dieses Gesicht, wie es mir vor wenigen Wochen bei Erthei-

lung des Ritterschlags heiter und wohlwollend zugelächelt, und verglich ich es mit dem schwarzen, verstümmelten Gegenstand vor mir, so hätt' ich ohne die andern erwähnten Merkmale die Identität kaum zu bestätigen vermocht.

„Man bringe Wasser vom Flusse," rief der Herzog. „Wir müssen das Gesicht abwaschen und genauer sehen."

Das Wasser war bald zur Hand in einem Helme und nach Entfernung des Bluts und Schmutzes ließen sich die Züge des unglücklichen Prinzen unschwer erkennen.

„Holt ein Leintuch aus einer der Pachtwohnungen," rief der Herzog, „und bringt den Leichnam nach Jarnac. Ihr habt wahr gesprochen, Herr," fügte er, zu mir sich wendend, bei. „Nun könnt Ihr gehen. Thut mit ihm, wie ich Euch befohlen. Sperrt ihn zu dem Schotten, und führt sie Beide heute Abend mir vor."

Mit diesen Worten ritt er von dannen, und ich ward zur Arrièregarde gebracht, wo ein Chirurg meine Wunden untersuchte. Der rechte Arm, der sich gebrochen fand, ward so gut es sich thun ließ, eingerichtet. Dann brachte man mich auf der Straße nach Jarnac zu einem eine Stunde entfernten Pachthause, wo ich mit einigen andern Gefangenen in eine kleine Stube gesperrt ward. Unter diesen waren La Noue und Prinz Soubise, aber nicht Stuart.

Wir Alle waren sehr niedergeschlagen, wie man sich denken kann, dieß verhinderte uns inzwischen nicht, in eine lebhafte Discussion über die letzten Ereignisse einzugehen. Im Allgemeinen beklagten wir uns weniger über unsere Niederlage, als über die Nachläßigkeit Derer, welche sie

veranlaßt, indem sie den Feind über den Fluß gehen ließen. La Noue, welchem die Bewachung der Brücke von Château-neuf anvertraut gewesen, ward sehr getadelt, da er sie lange hätte vertheidigen können; ja hätte der Feind auch den Uebergang erzwungen, mochte uns der in Folge des Gefechts entstehende Verzug noch immer eine Chance für den Sieg dargeboten haben. Wenigstens überzeugte man sich später, daß nicht der sechste Theil der protestantischen Reiterei, und nicht einmal ein Zehntel des Fußvolks dem Schlachtfelde auf die Entfernung einer Meile nahe gekommen, als schon Alles entschieden war. Gewiß ist, daß nie über viertausend Mann von unserer Seite auf einmal im Gefecht standen.

Die Erörterung hatte schon vor meiner Ankunft begonnen und ich fand, daß die schlimmste Neuigkeit von Allem, der Tod des Prinzen von Condé, den gefangenen Anführern noch gar nicht bekannt war. Sie wollten mir keinen Glauben schenken, als ich ihnen Alles erzählte, so abscheulich und unwahrscheinlich schien ihnen Montesquieu's That. Hätte ich ihnen gesagt, der Prinz sey durch einen zufälligen Streich gefallen, im ehrlichen Kampf erschossen worden, würden sie mir aufs Wort geglaubt haben, nun aber fand ich sie noch ungläubiger als die Katholiken, und Soubise blieb steif und fest dabei, es müsse ein Irrthum in der Person obwalten, denn Argence würde nie zugegeben haben, daß Montesquieu einen Prinzen von Geblüt, der sich ihm gefangen ergeben, niederschieße.

Um vier Uhr wurden die übrigen Gefangenen nach Jarnac abgeführt, ich aber mußte bleiben und befand mich

etwa eine Viertelstunde ganz allein im Zimmer. Die Wunde im rechten Arm verursachte mir große Qualen und dieser Umstand, verbunden mit der völligen Einsamkeit nährte die düstersten Bilder und Besorgnisse, die nur immer die Einbildungskraft heraufzubeschwören im Stande war.

Nach Verlauf dieser Zeit ging die Thüre auf, und Stuart ward eingeführt. Aber wie verändert seit dem vorigen Abende! Er war an mehreren Stellen verwundet, obwohl nicht gefährlich, doch sah er bei dem bedeutenden Blutverluste sehr blaß, und konnte sich nur mit Mühe bewegen. Aber die Veränderung lag nicht sowohl in Farbe und Gang, sondern in der tiefen Schwermuth, die über ihn gekommen.

„Ich bedaure, Euch hier zu sehen, Stuart," sagte ich, ihm die Hand bietend.

„Und ich Euch, de Cerons," erwiederte er. „Ich wollte, der liebe Herrgott hätte es vor drei Stunden mit mir zu Ende gebracht, aber die Schufte wollten mich nicht tödten, obgleich ich ihnen Quartier verweigerte und um keines bat. Sie wußten wohl warum."

„Aber, allmächtiger Gott," sagte ich, „sie werden doch wohl ihre Gefangene nicht abschlachten."

„Man sieht, Ihr kennt Heinrich von Anjou nicht," war seine Antwort. „Aber ich weiß gewiß, de Cerons, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Mag ich ihm gute Worte geben oder nicht, hinsichtlich meiner liegen gewisse Dinge vor, die er nicht vergessen wird. Aber von Eurer Seite nehmt diesen meinen Rath wohl zu Herzen: gebt ihm

gute Worte, und so mögt Ihr vielleicht Euer Leben retten. Meine Zeit ist vorüber, de Cerons." Dann setzte er sich an die Tafel und verfiel, die Stirne mit der Hand stützend, in tiefes Nachdenken.

Endlich fuhr er auf und sagte: „Wenn Ihr lebend bleibt und frei werdet, de Cerons, vergeßt den Dolch nicht. Er befindet sich bei meinem Gepäcke, das, wie ich hoffe, in Sicherheit ist, denn diese katholischen Tiger haben augenscheinlich nur einen nutzlosen Sieg gewonnen. Aber vielleicht wollen ihn meine Leute nicht hergeben — Halt, wenn wir Schreibmaterial haben können, geb' ich Euch das schriftliche Bekenntniß, daß er Euch gehört." Dann stand er auf, und schlug stark an die verschlossene Thür. Kurz nachher trat ein Soldat ein, aber es dauerte längere Zeit, bis Stuart das Verlangte bekam. Als er sich endlich in dessen Besitz sah, schrieb er hastig, aber mit großer Pünktlichkeit das Zeugniß nieder und übergab es mir.

Kaum war dieß geschehen, als wir Befehl bekamen, uns nach Jarnac auf den Weg zu machen. Eine cleine militärische Bedeckung brachte uns zu Fuß dahin, und wir erreichten den Ort kurz nach Einbruch der Nacht. Man führte uns in ein kleines Zimmer im Erdgeschoße des Kastells, wo man uns etwas zu essen gab, und uns am Feuer niedersitzen ließ, denn es war sehr kalt. Ich war früher nie Gefangener gewesen, hatte aber immer die Gefangenen ganz anders behandeln sehen, und so konnt' ich mich denn auch des Gedankens nicht erwehren, daß der lange Fußmarsch für zwei verwundete Edelleute etwas hart sey.

Ich theilte Stuart meine Ansicht mit, welcher erwiederte: „Es ist dieß wohl kein Zeichen der Zeit, de Cerons, wohl aber ein Zeichen des Herzogs von Anjou. Es gibt keinen andern Feldherrn in Frankreich, welcher edle Gefangene so behandelt haben würde, wie Er heute. Ich bekümmere mich indeß wenig darum, meine Rechnung mit der Welt ist gemacht, und sobald ich einige Nahrung zu mir genommen, denn ich fühle mich schwach, will ichs versuchen und meinen Frieden mit Gott machen."

Nachdem er etwas Weniges von Speise zu sich genommen und einen Becher Wein mit Wasser gemischt ausgetrunken, zog er sich in die entfernteste Ecke des Zimmers zurück, kniete nieder, und verharrte einige Minuten im Gebete. Dann stand er auf, und sprach heiterer, vielleicht sollt' ich sagen sanfter. Nach einer halben Stunde wurden wir vor den Herzog gerufen. Vor der Thüre draußen fanden wir zwei, drei Mann Wache, die uns einige finstere Stufen hinaufführten. Dann gings durch ein Portal in eine lange, breite, aber niedere Gallerie mit dicken, grauen Säulen, die von vier zu vier Schritten das spitzige Dachgewölbe trugen. Fackeln, in passenden Zwischenräumen angebracht, gewährten erträgliche Beleuchtung; zur Linken befand sich eine Reihe Fenster, während rechts Thüren zwischen den Säulen zu erblicken waren.

Am dritten Pfeiler, vom Eingang gerechnet, standen einige Soldaten um eine Art breiter Steinbank, die hart an die Säule stieß. Im Vorübergehen sahen wir auf ihr den

Leichnam des Prinzen von Condé, der Körper ziemlich anständig mit einem Leintuch umwickelt, Haupt und Füße dagegen entblößt. Die Zuschauer schienen nicht auf uns zu achten, und am andern Ende der Halle machten wir bei einer Thüre Halt, vor der ein Gendarme mit gezogenem Schwert Wache hielt.

Einer von unserer Bedeckung trat ins Zimmer und gleich darauf ward Stuart vorgerufen, während ich außen blieb. Zwar konnt' ich nicht hören, was drinnen vorging, war aber doch nicht wenig besorgt und bekümmert um meinen armen Kameraden.

Endlich ward mein Name genannt und ich trat durch die Thüre in einen schmalen Gang, der zu einem innern Zimmer führte. Man konnte diesen Gang nicht wohl ein Vorzimmer nennen, denn er war keine acht Fuß lang und fünf bis sechs breit. Doch war er tapezirt, und eine Lampe brannte an der Wand, allein die Hauptbeleuchtung strömte durch die halbgeöffnete Thüre des innern Gemachs herein.

Im Augenblick, wo sich die äußere Thüre hinter mir schloß, hörte ich die laute, zornige Stimme des Herzogs:

„Weg mit dem schottischen Mörder! Weg mit ihm!“ und als ich ins Zimmer trat, sah ich Stuart hart an der Thüre stehen, neben einem großen finsterblickenden Manne, der ihn an der Schulter gepackt hielt. Aber mein edler Freund trug das Haupt hoch und mit würdigem Anstand, seine Stirne glühte von hoher Röthe, die Wange war nun Alles nur nicht blaß, während die Rechte sich ausstreckte,

nicht gerade mit drohender Geberde, aber doch kühn und furchtlos.

„Nehmt das Wort Mörder zurück, Prinz,“ sagte er, „ich bin Keiner. Wär' Euer falscher Connetable durch meine Hand gefallen, und wollte Gott es verhielte sich so, hätte er den wohlverdienten Lohn bekommen, denn wer Denjenigen zu tödten sucht, dem er sich ergeben, verdient nach Kriegsrecht den Tod. Ich bin kein Mörder, aber Euch gehört dieser Name, der ihr wehrlose Gefangene mit kaltem Blute schlachtet. Aber ich sag's Euch voraus, die Zeit wird kommen — ja und das Messer dazu ist schon geschliffen — die Zeit wird kommen, wo Ihr bedauern mögt das nun leichtsinnig vergossene Blut, wenn die Hand eines andern Euch ähnlichen Schlächters ein Leben wegnimmt, das Ihr nur zu lange mißbraucht habt. Nun lebt wohl! Thut Euren Willen! ich kümmere mich nicht, wie bald mich mein Loos ereilt!“

Damit kehrte er sich gegen die Thür. Er sah mich an, als wollte er mir einige Worte im Vorbeigehen zuflüstern, aber in demselben Augenblick veränderten sich seine Züge. Gewiß fiel ihm ein, daß er mich durch das geringste Freundschaftszeichen in Gefahr bringen konnte, daher ging er an mir vorüber, als hätte er mich zuvor nie gesehen.

Kaum war er draußen und die Thüre geschlossen, so rief mich der Herzog bei meinem Namen auf; aber ehe ich antworten konnte, hörte ich draußen ein Paar Streiche fallen, es folgte ein kurzer Schrei, dann ein unterdrücktes Stöhnen, endlich ein schwerer Fall.

„Herr von Cerons!“ wiederholte der Herzog in stolzem Tone. Ich wandte mich der Tafel zu, und sah das Gesicht des Prinzen in hoher Röthe glühen, während die Umstehenden zum Tode blaß waren. Nie habe ich mein Leben besonders werth gehalten und doch kümmerte ich mich im ganzen Verlauf desselben nie so wenig um Leben und Sterben als in diesem Augenblick. Mein Loos schien entschieden, und ich näherte mich dem Tische so ruhig, als wäre ich im Begriff mich zum Mahle zu setzen. Der Herzog von Anjou fixirte mich mit den Augen und wiederum stahl sich jenes unheimliche Lächeln über sein Gesicht, ein Lächeln das, mag ich es recht oder unrecht auslegen, Alles zu bedeuten schien, nur nichts Gutes.

„Ihr scheint erschrocken, Herr,“ sagte der Herzog, mir ins Gesicht starrend.

„In diesem Fall, gnädiger Herr,“ erwiederte ich, „wird mein Gesicht zum Lügner an meinem Herzen.“

„So fürchtet Ihr also nichts?“ sagte er. „Nun wir wollen sehen, wie Ihr Euer Schicksal ertragt.“

„Wahrscheinlich,“ versetzte ich, „wie Andere das ihre, obgleich, was die Furcht betrifft, ich mich von ihr frei fühle, wie Euer Hoheit.“

Unter den Offizieren, die hinter dem Herzoge standen, gaben mir in diesem Augenblick zwei ein Zeichen. Der Herzog von Montpensier wies nach der Thüre, durch welche sich Stuart entfernt und hob dann die Hand in die Höhe, als bäte er mich zu schweigen. Martigue, obwohl allem Anschein nach mir freundschaftlich gewogen, runzelte die

Stirne und drohte mir mit geballter Faust. Nachdem mich der Herzog einige Minuten starr fixirt, rief er: „Was für Schwätzer und Poltrone sind nicht diese Hugenotten! Nehmt den Burschen und knüpft ihn an eine der Dachrinnen des Kastells!“

„Ich bitt' Euer Hoheit um Verzeihung,“ sagte Martigue mit freimüthiger, fast scherzender Miene vortretend; „Ihr werdet Euch erinnern, daß er mein Gefangener ist, und eh' Ihr ihn baumeln laßt, müßt Ihr mir fünfzehnhundert Kronen Ranzion bezahlen.“

„O, die bezahl' ich, die bezahl' ich,“ sagte der Prinz.

„Ich kann nicht kreditiren,“ erwiederte Martigue in demselben Tone. „Heraus mit dem Geld auf die Tafel, oder Ihr bekommt ihn nicht. Ein Gehängter taugt mir zu nichts, und ich denke Eurer Hoheit ebenso wenig.“

„Auch ich sollte es meinen,“ bemerkte Einer aus der Gruppe; „überdieß weiß ich wirklich nicht, was Herr von Cerons gegen Euer Hoheit, oder seiner Majestät Dienst begangen, das Euren Unwillen gegen ihn rege machen könnte. Auch ist er Ritter, gnädiger Herr.“

„Und hat er denn nicht genug gethan?“ rief der Herzog noch immer entrüstet, obwohl er sich über Martigue's Aeußerung eines Lächelns nicht enthalten konnte. „Er ein Ritter. Hab' ich ihn nicht einen Wegelagerer nennen hören, der unsere Partheien abschnitt, sich als Spion ins Lager stahl, die Dörfer niederbrannte? Noch einmal, ist er nicht ein bloßer Marodeur und Räuber?“

Bayerische Staatsbibliothek München

Vielleicht daß die Liebe zum Leben über dieser Verhandlung der Frage von Tod und Leben in mir wuchs, jedenfalls hatte ich wenigstens eine starke Abneigung gegen das Aufknüpfen an einer der Dachrinnen des Schlosses. Der Herzog sah mich bei dem letzten Theil seiner Frage an und ich erwiederte: „Da ist Euer Hoheit sehr falsch berichtet worden. Ich bin kein Wegelagerer, sondern habe ein Patent von den Prinzen des protestantischen Bundes. Auch kann man mir nicht nachsagen, gnädiger Herr, und ebenso wenig einem Manne unter meinem Befehl, daß er irgend ein katholisches Haus geplündert, daß wir je das Schwert gezogen gegen den Wehrlosen, daß wir auch nur einen Schilling Contribution ansprachen von einer Ortschaft, in der wir lagen. Nie verlangte ich in meinem Quartier etwas Anderes, als die nackten Wälle und mein Beutel war immer bereit was ich nahm zu bezahlen."

„Wirklich mehr, als Seine Hoheit oder sonst Jemand von sich rühmen kann," rief Martigue, und der Herzog selbst brach in lautes Lachen aus.

„Erlaubt mir beizufügen," fuhr ich fort, „daß meinem Eindringen in Euer Hoheit Lager, wenn es auch etwas verwegen seyn mochte, in keiner Weise Spionerie zu Grunde lag. Ich kam mit meiner Mannschaft und wir waren Alle bis an die Zähne bewaffnet. Auch war unser Zweck, die Befreiung meines Verwandten, nicht gerade böslich zu nennen. Ueberdieß thaten wir Niemand was zu Leide, bis wir selbst angegriffen wurden."

„Ei, ei!" rief der Herzog, „und wenn ich mich recht

entsinne, vergalt Euch Euer Vetter den Liebesdienst mit der Weigerung Euch zu begleiten.“

„Ihr seyd wirklich ein armes Mäuschen, Herr von Cerons,“ sagte Martigue lachend und augenscheinlich bemüht, den Prinzen in gute Laune zu versetzen, „ein armes Mäuschen sag' ich, das in die Falle geht und doch den Speck nicht bekommt.“

„Ja wohl,“ war meine Antwort, „aber das Mäuschen wußte sich nicht allein aus der Falle zu ziehen, sondern biß noch dazu den Rattenfänger in den Finger. Wars nicht so, Herr von Martigue?“

„Ha, ha, ha, da hat er Euch wirklich Eines angeheftet, Martigue,“ rief der Herzog. „Was sagt Ihr dazu? Wollt Ihr ihn nun aufgeknüpft sehen als Revanche für die verlorene Fahne?“

„Ich sage weiter nichts,“ erwiederte Martigue heiter, „als daß der junge Herr die Wahrheit spricht. Die Maus biß den Rattenfänger in den Finger, und zwar bis aufs Bein. Aber der Rattenfänger hat sie doch zuletzt gefangen, und nun er sie bekommen, will er sie auch mit Eurer Hoheit Verlaub behalten.“

Augenscheinlich hatte das bisherige Gespräch seinen Eindruck auf den Prinzen nicht ganz verfehlt, und in diesem Augenblick ließ nun auch Montpensier seine Batterien spielen.

„Ich sagte Eurer Hoheit bereits diesen Morgen,“ begann er, „daß ich Euch wegen des Herrn von Cerons um Gnade bitten würde, und wie Euer Hoheit wohl weiß, intervenire ich nie für Jemand ohne gute Gründe. So laßt

mich denn vor allen Dingen Euch die Versicherung geben, daß dieser Edelmann, weit entfernt, wie man Euer Hoheit glauben machen wollte, ein Wegelagerer zu seyn, sich als den edelmüthigsten, gewissenhaftesten Mann der feindlichen Parthei erwiesen. Ich kann es bezeugen nach den Berichten der Landleute, auch weiß ich von einem Edelmann, der es in der Stadt Pons als Augenzeuge mit ansah, wie Herr von Cerons einen seiner eigenen Leute niederstieß wegen eines jener Frevel, die nur zu häufig die Erstürmung fester Plätze begleiten. Dieß ist aber noch nicht Alles, gnädiger Herr. Ich bin ihm persönlich zu hoher Dankbarkeit verpflichtet, denn er rettete meinem Sohne das Leben und schickte ihn ohne Lösegeld ins Lager zurück."

„Wie, Euren Sohn, Montpensier?" rief der Herzog. „Wie! D'Auvergne?"

„Nicht anders," erwiederte der Herzog. „Bei unserem Abzuge, in der Nähe Loudums, führte Herr von Cerons das uns nachsetzende feindliche Corps. Mein Sohn suchte den Feind zurückzutreiben. Im Handgemenge stürzte er und befand sich buchstäblich unter den Hufen von Herrn von Cerons Pferde. Dieser Edelmann half ihm aufstehen, ließ ihn aufsitzen und trug Sorge, daß er unverletzt davon kam. Unter diesen Umständen muß ich nicht allein um sein Leben bitten, wenn je Euer Hoheit seinen Tod ernstlich im Sinne hatten, was ich kaum glauben kann, sondern ich möchte auch Herrn von Martigue sein Lösegeld bezahlen und ihn in Freiheit setzen. Doch hab' ich hiebei die Absicht, ihn so lange bei uns im Lager zu behalten, bis wir ihn von eini-

gen Vorurtheilen der Erziehung curirt und so in ihm der Religion und Loyalität einen ausgezeichneten Kämpfer geschenkt haben mögen. Es taugt mehr, dergleichen Leute zu gewinnen als zu hängen; das dürft Ihr mir glauben, gnädiger Herr."

„Ihr ruinirt uns alle, wirklich Ihr ruinirt uns Alle," ließ sich eine Stimme aus dem Hintergrunde vernehmen, die, wie ich nachher erfuhr, dem wohlbekannten Chicot angehörte. „Bekehrt Ihr Herrn von Cerons und nehmt ihn in unser Lager auf, so ist die Armee verloren, der Thron erschüttert und der König mag mit Krone und Reichsapfel Kegel schieben. Himmel und Erde! Wars nicht schon schlimm genug, als wir Martigue allein hatten, um uns in jedes tolle Abentheuer zu stürzen, während die Hugenotten ihrerseits diesen wilden Gesellen besaßen, seine Ränke abzulaufen an unserem heißgräthigen Haudegen. Bringt Ihr einen zweiten Martigue auf unsere Seite, so gleicht die Armee dem Strick zwischen zwei jungen Hunden: sie wird querfeldein gezerrt über Büsche, Hügel und Zäune, das ganze Land auf und ab. Hatt' ich mich doch auf Ehre gefreut und gehofft, der heutige Tag würde Martigue den Garaus machen, denn ich bin wirklich zum Tode müde, mein Kopf ist ganz schwindelig zu denken, wo es mit ihm noch hinaus will. Gebt Ihr ihm aber gar dieses Nachtgespenst von Gußeisen noch bei, so schwindet wirklich das letzte Fünkchen Hoffnung, in diesem Leben noch einen Augenblick Ruhe zu bekommen."

„Hört doch auf Chicots Gründe, gnädiger Herr," sagte

Martique, „denn gleich einigen alten Versen, die ich irgendwo fand, sind sie immer verkehrt zu lesen, wie Ihr wißt.“

„Wohl denn,“ sagte der Prinz, „wollt Ihr es Alle, muß es wohl so seyn, jedenfalls aber erwart' ich eine eclatante Entschuldigung von Herrn von Cerons für die raschen, etwas insolenten Worte, die er sich diesen Morgen gegen mich erlaubte.“

„Ich hoffe, gnädiger Herr,“ erwiederte ich, „daß ich in meinem Kummer über das Unglück dieses Tags nicht toll genug gewesen seyn mag, mir gegen Euer Hoheit, den Bruder meines Königs, irgend ein insolentes Wort zu erlauben. Daß ich mir dergleichen hätte beigehen lassen, ist mir ganz unbekannt und unbewußt, jedenfalls aber bitt' ich Euer Hoheit aufs Aufrichtigste und Unterthänigste um Verzeihung wegen Alles dessen, was ich in dieser Beziehung verschuldet haben könnte.“

„So ists recht, — so ists recht,“ versetzte der Herzog, „Ihr müßt Euch wirklich selbst vergessen haben; aber Eure Bemerkungen hinsichtlich des Prinzen von Condé waren allerdings rasch und insolent.“

„Ließen sich aber nie anwenden auf Eure Hoheit,“ entgegnete ich. „Sie bezogen sich einzig auf den Baron Montesquieu, hatten nur diesen kalten, blutdürstigen Mörder eines tapfern Prinzen im Auge. Ja ich bin überzeugt, gnädiger Herr, hättet Ihr die That mit angesehen wie ich, Eure edle Natur würde Euch im Augenblick vermocht haben, die Niedermetzlung Eures Vetters an dem verruchten Mörder zu rächen.“

„Vielleicht wär' es so gewesen," versetzte der Prinz; aber der Herzog von Montpensier, wohl wissend wie gefährlich dergleichen Discussionen mit dem Herzoge von Anjou, zu weit geführt, auszugehen pflegten, benutzte eine augenblickliche Pause zu der Bemerkung: „ich denke, Euer Hoheit haben mir meine Bitte gnädig verwilligt?"

Der Prinz verneigte sich und Montpensier kam, die Tafel umkreisend, auf mich zu und nahm mich beim Arm. Er winkte dabei Martigue zu, der, wenn ich die Augensprache verstand, erwiederte: „Führt ihn weg so schnell als möglich."

Allein der Prinz hielt uns noch einen Augenblick zurück, indem er sagte: „ich werde mich mit Herrn von Cerons später noch unterhalten, sein Benehmen gefällt mir."

„Keine Widerrede," flüsterte mir Montpensier zu, und ich folgte ihm, mich gegen den Prinzen in stummer Erwiederung verbeugend. In dem engen Vorgemache gerieth ich mit dem ersten Schritt in eine dunkle Blutlache und ich war eben im Begriff, mit einem Schrei des Entsetzens zurückzufahren, als mich der Herzog fest am linken Arm vorwärts zog. In der Gallerie angelangt sagte er leise aber mit Bedeutung:

„Junger Mann! junger Mann! Ihr habt mit einem Tiger gespielt, der bereits einen in Stücken gerissen, so daß der Blutdurst heiß in ihm erwacht ist!"

Siebzehntes Kapitel.

Ich erwiederte nichts, weil uns gerade einige Personen nahe standen und weil ich besorgte, ein Wort von meinen Lippen in einem solchen Augenblicke möchte weniger ruhig und gemäßigt seyn, als ich selbst wünschen mußte. Der Herzog führte mich ohne weitere Bemerkung an dem Leichnam des Prinzen von Condé vorüber in die untere Etage, wo wir in der Nähe meines frühern Gewahrsams eine beträchtliche Zahl seines Gefolges trafen zusammt dem Prinzen von Auvergne, seinem Sohne. Kaum gewahrte mich der junge Mann, so sprang er mir entgegen und ergriff mit dem Ausrufe meine Hand: „So ist er denn gerettet, wirklich gerettet!“

„So ist's,“ sagte der Herzog, „aber seine Schuld ist's nicht, daß er nicht da liegt, steif und kalt wie einige Andere, die ich benamsen könnte. Nimm ihn mit, d'Auvergne, in unser Quartier, aber ums Himmelswillen lehr' ihn vorsichtig seyn in dieser Atmosphäre. Herr von Cerons, ich brauch' Euch kaum zu fragen, ob ich Euer Ehrenwort habe?“

„Natürlich, gnädiger Herr,“ erwiederte ich, „natürlich. Ich ergab mich freiwillig Herrn von Martigue, und mittelst desselben Rechts womit ich mein Leben anspreche, nicht als Gnadensache, sondern als Sache der Gerechtigkeit, betrachte ich mich als Gefangenen bis mein Lösegeld bezahlt ist.“

Der Herzog entfernte sich mit einer Verbeugung, und Prinz d'Auvergne mit seinem Gefolge führte mich auf die Straße hinaus und wir begaben uns, einige Fackeln voraus, nach der untern Stadt. Hier traten wir in ein großes

Haus, dem Quartiere des Herzogs von Montpensier. Zu meinem Erstaunen, denn ich hatte bis jetzt nichts als das Hugenottische Lager gesehen, fand ich in der vorübergehenden Wohnung des katholischen Anführers beinahe so viel Glanz und Luxus, als wärs das Stammhaus seiner Ahnen. Ueberall Diener in prächtigen Livreen, reiche Beleuchtung in allen Zimmern, und der Prinz führte mich in eine Halle, wo eine Tafel, groß genug, zwanzig bis dreißig Gäste zu fassen, zum Abendessen bereit stand.

„Mein Vater," sagte er, „wird nicht lange auf sich warten lassen, bis dahin, Herr von Cerons, setzen wir uns ins kleine Seitenzimmer zu einem gemüthlichen Gedankenverkehr."

Er führte mich dahin, fragte nach meinen Wunden, erwähnte der verschiedenen Vorgänge der heutigen Schlacht. Namentlich gedachte er des tragischen Endes des Prinzen Condé auf eine so wohldenkende, edle Weise, daß, wäre ich nicht schon früher zu seinen Gunsten eingenommen gewesen, diese Worte mich auf immer ihm zu eigen gemacht haben würden. Am Schlusse führte er einige Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich meines Benehmens über die Dauer meines Aufenthalts im katholischen Lager bei.

„Weder mein Vater noch ich," sagte er, „wünschen von Eurer Seite einen Glaubenswechsel außer mit Eurer vollen Ueberzeugung; zugleich aber wird es gut seyn, wenn Ihr Eure Ansichten möglichst zurückhaltet. Leider lauern uns überall gefährliche Leute auf, und Ihr könntet Euch Verlegenheiten bereiten, aus denen Euch herauszuhelfen sehr schwer, vielleicht unmöglich seyn dürfte."

Ich versprach seinem Rathe zu folgen und seinen Aeußerungen entnehmend, daß er in den Angelegenheiten der Höfe und Lager erfahrener sey, als ich mir gedacht, fragte ich ihn, ob dieß sein erster Feldzug wäre.

„O nein," war seine Antwort, „ich bin älter als ich scheine, Herr von Cerons."

So bewährte es sich denn auch wirklich, denn es vereinigten sich in ihm gar wunderbar die höchsten geistigen Eigenschaften und ein bedeutender Schatz von Erfahrungen mit der anspruchslosen Bescheidenheit und dem freimüthigen, lebhaften Benehmen des zartesten Jünglingsalters. Später hatte ich Gelegenheit, mich von dem feinen, edlen Tacte in dem gegenseitigen Benehmen von Vater und Sohn zu überzeugen.

Der Herzog war noch immer mit derselben ängstlichen Zärtlichkeit um den jungen Prinzen besorgt, die er seinen Knabenjahren geweiht haben mochte; er flog überall auf dem Schlachtfelde zu seiner Hülfe herbei und schien unwillig, das liebevolle Privilegium der Leitung, Bewachung, Vertheidigung seines Knaben aufzugeben. Zugleich aber war er sich der hohen Eigenschaften des Sohnes bewußt, ja er war stolz auf sie, setzte Vertrauen in dessen Verstand, dessen Urtheil, schenkte seiner Meinung die Achtung, welche ihr die Achtung Anderer sicherten. Der Sohn von seiner Seite, obwohl der eigenen Fähigkeit, sich überall zu leiten und zu vertheidigen nichts weniger als unkundig, zeigte stets die tiefste Erkenntlichkeit für die Liebe des Vaters, die innigste Verehrung für seine Autorität, seinen Rath.

Unsere Unterhaltung hatte nicht lange gedauert, als

wir Schritte in der Halle hörten und bald darauf die Stimme des Herzogs von Montpensier, die sich in dem Rufe vernehmen ließ: „Wo bist Du, Franz? wo ist Herr von Cerons?“

Gleich darauf trat der Herzog in unser Gemach, ehe ihm der Sohn entgegen gehen konnte. Martigue war bei ihm, er kam gleichfalls zu uns herein, während einige Andere draußen im Speisezimmer blieben.

Martigue packte mich ohne viele Umstände mit beiden Händen am Kragen meines büffelledernen Wamses, und schüttelte mich etwas heftig aber freundlich mit den Worten: „Ihr junger Schuft seyd mir bei Gott doppelte Ranzion schuldig, darauf will ich schwören.“ Dabei musterte mich der alte Soldat vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Kennerauge, als berechnete er das Quantum Kraft in meinen Gliedern.

„Auf Ehre, Herr von Martigue,“ erwiederte ich, „das glaub' ich selbst, denn Ihr habt wirklich einmal meines Lebens geschont, das andremal es gerettet.“

„Ehrlich gesprochen, ehrlich gesprochen,“ versetzte Martigue in demselben Tone; „aber wir Beide, Herr von Montpensier und ich, sind um Euch im Streite. Er will Euch jedenfalls hier behalten bis zu gänzlicher Genesung, wills versuchen Euch vom Calvinismus zu curiren, oder wenigstens Euch zu lehren, wie Ihr dem Könige auf andere Weise dienen möget, als indem Ihr Euch mit seinen Truppen herumhauet und seinen Unterthanen die Kehlen abschneidet. Ich dagegen möcht' Euch augenblicklich gegen Ranzion freilassen, damit wir heute oder morgen jedenfalls recht bald Gelegenheit hätten, unsere Arme mit einander zu messen. Denn

bis jetzt sind wir noch nicht dazu gekommen, da Ihr Euch diesen Morgen auf so schäbige Weise durch Zusammenschießen meines Pferds davon gemacht."

„Ich hatte wirklich keine andere Wahl," erwiederte ich, „sonst wärs gewiß nicht geschehen. Ich stack mitten unter Euren Leuten, und hätt' ich diesen Augenblick nicht zur Flucht benützt, mußt' ich mich ihnen ergeben, selbst wenn ich die Oberhand über Euch gewonnen hätte. Jedenfalls machte ich es nachher wieder gut."

„Wie? im Dorfe?" rief Martigue. „O, da kam ich Euch nie auf den Hals."

„Nein," entgegnete ich, „aber nach dem unglücklichen Handgemenge nahm ich mir vor, mich, wenn ich es anders ausführen könnte, keinem Andern zu ergeben als Euch, und so blieb ich ganz stille liegen, während zwanzig und mehr an mir vorübergiengen, bis ich Euch kommen sah."

„Bei Gott, da hätte es Euch noch schlimmer ergehen können!" rief Martigue. „Hätte Euch Montluc getroffen, ein Pistolenschuß möcht' Euch von allen Leiden erlöst haben. Nebenbei gesagt, es war recht klug von Euch, Herr von Montpensier, daß Ihr Montluc gegen Cognac schicktet. Guter Gott! was möchte geschehen seyn, wenn diese Nacht er Monsigneurs Ohr gehabt hätte, statt so ruhiger Leute wie wir!"

„Die Straßen von Jarnac wären im Blute geschwommen," sagte der Herzog. „Ihr aber, Herr von Cerons, seyd nun gerettet und ich muß Euch sagen, daß Herr von Martigue Euer Lösegeld von mir anzunehmen eingewilligt hat. Und so wäret Ihr denn mein Gefangener. Auch glaube

ich Euch meines Sohnes Freund nennen zu dürfen und deßhalb möchte ich Euch bitten, einige Wochen bei uns zu bleiben. Ich habe nämlich guten Grund, zu glauben, daß die öffentlichen Angelegenheiten in Kurzem eine friedlichere Gestalt annehmen und daß die Zwistigkeiten, welche gegenwärtig Frankreich verheeren, auch ohne Eure fernere Theilnahme zu einem baldigen Ende gebracht werden mögen."

Mir blieb keine andere Wahl, als zu gehorchen, denn ich konnte sie natürlich nicht zwingen, mich gegen ihren Willen in Freiheit zu setzen. Auch wußte ich, daß mich meine Wunden für die nächste Zeit zum Dienste unfähig machten und die Gefangenschaft that mir deßhalb weniger leid.

Nach Erledigung dieses Punkts sagte mir der Herzog, daß er nächsten Morgen eine Flagge ins Lager des Admirals zu schicken beabsichtige. Hätte ich irgend Lust, mit meinen Freunden zu communiziren, so könnte ich diese Gelegenheit benützen, namentlich die geeigneten Befehle wegen meines Gepäcks und meiner Leute geben. Die Nachricht war mir aus mehrfachen Gründen sehr angenehm, besonders deßhalb, weil ich dadurch erfuhr, daß dem Admiral die Rettung eines großen Theils der Armee und der Bagage gelungen war.

Ich benutzte das Erbieten zu folgenden Anordnungen: Moric Endem sollte den Befehl über die Truppen bis zu meiner Rückkehr führen und alsbald drei Pferde mit zwei Stalljungen an mich abgehen lassen. Die kleine Kiste, in welcher sich die Ranzion des Herrn von Gersay mit meiner übrigen Baarschaft befand, sollte er zum Admiral tragen und diesen um deren Oeffnung bitten. Tausend Kronen sollten

unter meine Leute vertheilt, tausend weitere an mich überschickt, der Rest aber von dem Admiral für mich aufgehoben werden, bis die Katholischen mir die Ranzionirung gestatteten. All dieß schrieb ich auf des Herzogs Verlangen auf der Stelle nieder, da der Bote am andern Morgen bei Zeiten abgehen wollte, und noch war ich nicht damit zu Ende — denn es kostete mich Mühe, mit der Linken zu schreiben — als ein Tafeldecker meldete, daß das Mahl bereit sey.

„Ihr seht blaß und angegriffen, Herr von Cerons," sagte der Herzog. „Heute Abend habe ich meine höhern Offiziere zu Gaste, erweist uns die Güte und nehmt einige Erfrischungen ein, dann mögt Ihr Euch auf Euer Zimmer begeben und mein eigener Wundarzt soll Euch behandeln, denn ich sehe, Ihr seyd nicht ohne Verletzungen."

Mit diesen Worten verließ er mich. Ich endigte mein Schreiben, adressirte es an Moric Endem mit dem kurzen Beisatz, falls er sich nicht fände, es unmittelbar dem Admiral zu übergeben. Dann folgte ich ins Speisezimmer, wo der Herzog mit einer Anzahl ausgezeichneter Offiziere bereits an der Tafel Platz genommen hatte. Mir war ein Sitz vorbehalten, und ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben nie mit mehr Güte und Artigkeit behandelt wurde, als an der Tafel des Herzogs von Montpensier, obwohl ich nichts weiter war als ein armer Gefangener.

Beide, der Herzog und der Prinz, drangen in mich, etwas Speise zu mir zu nehmen, allein die Wunde am Arm hatte mich den ganzen Abend heftig geschmerzt, die Schulter war entzündet, ich fühlte mich zerschlagen, fieberhaft,

krank, ermüdet und beständig schwammen mir undeutliche Bilder all der schrecklichen Scenen und Ereignisse, die ich heute mit angesehen, vor Augen. Man kann sich denken, daß mir schon der Anblick des Essens übel machte, ja mit jedem Augenblick fühlte ich meine Schwäche zunehmen. Ich sah, wie der Prinz von Auvergne von Zeit zu Zeit die Augen auf mich richtete und als ihm ein besonders ausgesuchter Wein vorgesetzt ward, befahl er dem Diener, mir die Flasche zu bringen. Ich hielt den Becher hin, in der Hoffnung, der Wein würde mich stärken, indem ich aber dabei den Kopf etwas schnell umwandte, schien alles im Zimmer an mir vorüber zu tanzen und ich fiel ohnmächtig zu Boden.

Beim Erwachen fand ich mich zu Bette in einem bequemen Zimmer, neben mir stand ein Herr, dessen Anzug den Wundarzt ankündigte, mit zwei oder drei Dienern. Ich kann mich aber an diesen Zustand nur sehr unklar erinnern, denn ich befand mich die ganze Nacht über so ziemlich im Delirium und so wie der Schlaf meine Augen schloß, stiegen die wilden, verworrenen Bilder der Schlacht und ihrer Folgen von der geistigen Sehkraft in die Höhe. Bald befand ich mich mitten in den feindlichen Reihen, Mann gegen Mann mit Martigue kämpfend, dann verwandelte sich dieser plötzlich in den Prinzen von Condé und durch eine seltsame Verwirrung der Phantasie ward ich Montesquieu, und war im Begriff, Jenen neben dem Gebüsch zu erschießen, unwiderstehlich zu der Unthat getrieben, so sehr ich mich selbst deßhalb haßte und anfeindete. Plötzlich schien mich eine kräftige Hand zu fassen und ich sah mich gefangen, dann er-

blickte ich wieder den tapfern Condé, wie er vor dem letzten fatalen Angriff zu Pferde hielt, die Hand erhebend gegen das weiße Banner zu seinen Häupten, und die letzten, ahnungsvollen, denkwürdigen Worte zu seiner Umgebung sprechend.

In solchen wilden Visionen brachte ich die Nacht zu, erst ein paar Stunden vor Tagesanbruch fiel ich in einen ruhigen Schlummer und beim Erwachen im ersten Stadium der Dämmerung fand ich den Prinzen von Auvergne an meinem Bette sitzen, wie er gerade einem der Wärter leise zuflüsterte.

„Ah, Ihr seyds, gnädiger Herr,“ sagte ich, mich gegen ihn wendend.

„Ja, Herr von Cerons,“ erwiederte er, „ich mochte Euch nicht wecken, weil mir der Wärter sagt, Ihr hättet eine schlimme Nacht gehabt. Da Ihr nun aber wach seyd, mag ich Euch wohl fragen, ob ich diesen Morgen Etwas für Euch thun kann. Ich gehe nämlich mit den andern Offizieren auf das Schlachtfeld, um mich nach dem beiderseitigen Verlust zu erkundigen und für die Verwundeten und Todten die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Ich fürchte, Ihr mögt, wie die Meisten von uns, irgend einen Freund draußen haben.“

„Mehrere, daran zweifl' ich nicht, gnädiger Herr,“ war meine Antwort, „natürlich aber muß ich für meine eigene Mannschaft zunächst sorgen. Sollten sich Leute von meinem Freikorps unter den Verwundeten oder Gefangenen befinden, so hoff' ich, Ihr laßt ihnen um meinetwillen eine gütige Behandlung widerfahren. Namentlich bin ich um

Nachrichten sehr bekümmert wegen eines braven Burschen. Er heißt Andriot und folgte mir aufs Schlachtfeld, nicht als Gensdarme, sondern in der Eigenschaft eines Dieners. Er fiel am Abhange des Hügels, eine halbe Meile von Triac, vor der Fronte von Herrn von Brissacs Arquebusieren."

„Gewiß will ich mich nach ihm erkundigen," erwiederte der Prinz, „und auch nach den Andern, und gleich nach meiner Zurückkunft sollt Ihr Bescheid bekommen. Bis dahin aber mag es wohl spät werden und wie ich höre, gab der Wundarzt strengen Befehl, daß Ihr vorläufig das Bett unter keinem Vorwand verlassen dürft."

Ich wäre gern aufgestanden, aber der Prinz bestand so fest darauf, daß ich den Anordnungen des Wundarzts buchstäblich zu folgen hätte, daß ich es ihm versprach und bald sollte ich erkennen, wie zweckmäßig es war, der bessern Einsicht eines Dritten nachgegeben zu haben.

Nachdem ich eine Stunde oder etwas mehr allein geblieben, zwar mit peinlichen Gedanken aber doch weit ruhiger als den vorigen Abend, wiegten mich Schwäche und Erschöpfung wieder ein. Dießmal hatte mein Schlaf einen sanftern, wohlthätigern Charakter und ich erfreute mich seiner den ganzen Tag über bis Abend gegen vier.

Endlich wachte ich auf. Auch jetzt fand ich einen Diener neben mir, mit dem ich mich einige Zeit über die Tagsgerüchte unterhielt. Zu meinem nicht geringen Vergnügen erfuhr ich, daß eine starke Abtheilung Protestanten Cognac besetzt hielt, während der Rest der Armee seinen Rückzug in vollkommener Sicherheit bis zur Stadt Sainctes bewerkstel-

ligt hatte. Auch sollten nur Wenige gefangen worden seyn, namentlich war die ganze Bagage der protestantischen Armee gerettet. Uebrigens rechnete der Diener zuversichtlich auf einen morgenden Angriff auf Cognac, er hielt die protestantische Sache für völlig ruinirt und verloren, dagegen erhob er die Tugenden, die Kriegskunst, den Muth des Herzogs von Anjou in die Wolken. Eingedenk der Warnung vom vorigen Abend that ich keine Widerrede, nur erlaubte ich mir mehrere Fragen, denen eine willige Antwort zu Theil wurde.

In Mitten unserer Unterhaltung hörte ich draußen ziemlich unregelmäßige Fußtritte, allen Anzeichen nach von einer gelähmten, meinem Gemach sich nähernden Person herrührend. Und wirklich humpelte ein paar Sekunden später zu meiner großen Freude der arme Andriot auf einen Stock gestützt zur Thüre herein. Wie es schien, hatte dieselbe Kugel, die ihm das Pferd tödtete, ihn am Beine verwundet. Obwohl nichts weniger als feige, vielmehr nach meinem Dafürhalten einer Erschütterung der Nerven in jeder Beziehung gänzlich unfähig, mied der gute Bursche doch von diesem Augenblick an jegliche Scene des Kampfs, indem er sich entschieden dahin aussprach, daß Wunden am Beine in keiner Weise etwas Angenehmes wären.

Spät am Abend besuchte mich noch der Prinz d'Auvergne, den andern Tag durfte ich aufstehen und konnte eine Stunde in der Frühe bei dem Herzoge von Montpensier zubringen. Dieser und sein Sohn erwiesen mir die zuvorkommendste Güte, aber von Zulassung der Ranzion verlautete kein Wörtchen und ich bemerkte, daß der Gegenstand

sorgfältig vermieden ward. Abends kamen die bestellten Jungen mit den Pferden und dem Gelde benebst einem Briefe Moric Endems, der wortgetreu also lautete:

„Gnädiger Herr!

Noch nie sah ich Einen sich im Handgemenge mehr auszeichnen als Ihr gestern thatet und das mag Euch trösten über Eure Gefangenschaft und über die Nothwendigkeit der Bezahlung eines Lösegelds, welches letztere freilich das Unerfreulichste ist, was einem fahrenden Ritter begegnen kann. Wohl möchte es im Ganzen genommen einem Mann von Eurer Gesinnung lieber gewesen seyn, an der Seite unseres tapfern Prinzen zu fallen, wenigstens hab' ich öfter Edelleute, das heißt junge Edelleute, dergleichen Zeug schwatzen hören. Indessen konnte ich mich nie zu einer solchen Höhe versteigen, vielmehr hielt' ich es immer mit dem Sprichwort, daß ein lebender Esel ein gut Theil besser ist denn ein todter Löwe. Daher zweifle ich auch nicht im Geringsten, daß Ihr Euch in kurzer Zeit recht behaglich fühlen mögt in dem Gedanken, noch zu leben, um so mehr, als Ihr dabei den Vortheil habt, Euch ein andersmal, falls Euch die Lust anwandelt, tödten lassen zu können."

„Mittlerweile will ich mein Bestes thun, die Truppe nach Eurem Vorbild zu kommandiren und ich hoffe, Euch bei Eurer Zurückkunft Rechenschaft geben zu können über eine reiche Beute. In dieser Beziehung sind die Feinde weniger glücklich als wir, und Ihr werdet nicht ungern vernehmen, daß alle unsere Bagage gerettet ist. Nach Eurem Befehl habe ich die Kiste dem Admiral eingehändigt, und

die tausend Kronen unter die Leute vertheilt. Sie sind Euch sehr dankbar dafür und ich send' Euch die andern tausend Kronen deren Ihr bedürftig seyd, benebst der Quittung des Admirals für den Rest. Dieser beträgt dreitausend siebenhundert sechzig Sonnenkronen, zwei Tourer Livres, sechs Sous, zwei Pfennig. Ungern thue ich Euch zu wissen, daß wir nicht weniger als dreizehn Mann verloren haben, wovon neun getödtet oder kampfunfähig wurden vor Eurem Abgang von dem Hügel. Den armen Moriton schleppten wir mit fort, aber er starb letzte Nacht an einem gar possirlichen Doppelschuß. Zwei Arquebusiere trafen ihn nämlich in demselben Augenblicke und wie es scheint hart an derselben Stelle, so daß sie sich berührten, denn die Wunde war lange und glich aufs Haar einem Schlüsselloche. Den Küraß des armen Burschen hab' ich der Merkwürdigkeit wegen für mich behalten, denn es mag Einer manchen Tag erleben, bis er ein solches Wunder sieht. Ich für meinen Theil verlor das rechte Ohrläppchen, freilich kein sonderlich großer Verlust, denn nun gleicht es dem linken, das mir vor mehreren Jahren gestutzt ward von einem tollen Gesellen Namens Chicot. Unten folgt die Liste der Todten und Verwundeten. Ich bin

Euer gehorsamer Diener

Moric Endem."

Der naiven Epistel lag eine kurze Note des Admirals bei. Er anerkannte den Empfang des Gelds und that mir zu wissen, daß er zwar fürs Erste die Befreiung der ältern, erfahrenern Offiziere bewirken müßte, mich aber gewiß nicht

vergessen würde, wann die Reihe an mich käme. Natürlich war dieß eine bloße Redensart und ich erwartete auch nicht, daß der Admiral je wieder dieser Sache gedenken würde, und so sollte es sich auch wirklich erweisen.

Mit Einbruch der Nacht kam der Herzog von Montpensier nach Jarnac zurück, und wie ich wohl sah, sehr übelgelaunt und nachdenklich. Nach der Tafel war er etwas heiterer und nun blieb mir aus seinen Aeußerungen unverborgen, daß die Bemühungen der Katholischen vor Cognac auf jedem Punkt mit Erfolg abgeschlagen und ihre Armee zum Rückzug genöthigt war. Einige Tage später trat der Herzog eines Morgens in mein Zimmer und sagte: „Herr von Cerons, ich muß auf einige Zeit Abschied von Euch nehmen. Die Armee ist im Abmarsch begriffen, der Wundarzt hält eine so schnelle Bewegung nicht räthlich für Euch, daher wünsch' ich, daß Ihr Euch in kleinen Stationen nach meinem Hause zu Champigny begeben mögt, wohin auch ein Theil meiner Dienerschaft abgeht. Ihr findet dort jede Bequemlichkeit. Ich habe bereits schriftliche Befehle gegeben zu Eurer Aufnahme und Ihr habt wohl nicht vergessen, daß ich Euer Ehrenwort besitze.“

„Ihr habt nach Gutdünken zu befehlen, gnädiger Herr,“ erwiederte ich, „aber ich hoffe, Ihr habt die Gnade und bestimmt in Bälde mein Lösegeld und laßt mich frei.“

Der Herzog sah mich äußerst gütig an und versetzte: „glaubt mir, Herr von Cerons, Eure Interessen liegen mir sehr am Herzen. Wir, mein Sohn und ich, gehören nicht zu Denen, die ihre Neigung nur halb geben. Ich bin mit

ihm zu Rathe gegangen, sowie mit einigen Edelleuten, von deren Ansicht ich eine hohe Meinung habe, und sie stimmen mir bei, daß es wohl das Beste wäre, ich behielte Euch als Gefangenen, wozu ich das unzweifelhafte Recht habe, freilich als Gefangenen im weiten Sinne des Worts. Jedenfalls meinen sie, wäre dieß räthlicher, als Euch die begonnene Laufbahn fortsetzen zu lassen, eine allerdings rühmliche Bahn in militärischer Beziehung, auf der Ihr Euch aber bemerklich macht durch entschiedene Rebellion und Widersetzlichkeit gegen die königliche Gewalt, so daß Ihr Euch auf immer ausschließt von der königlichen Gnade. Hier, Herr von Cerons, ist meine Hand. Glaubt mir, ich wünsche Euer Bestes."

Ich ergriff seine Hand ehrerbietig, fast dürft' ich sagen mit Liebe und erwiederte: „Eure gute Meinung, gnädiger Herr, ist für mich von unschätzbarem Werthe, aber verzeiht, wenn ich Eure Zeit noch für ein paar Worte in Anspruch nehme. Bei Euren Berechnungen zu meinen Gunsten sind gewisse Zustände außer Acht gelassen, die Euch freilich nicht bekannt seyn können. Wißt Ihr zum Beispiel, gnädiger Herr, daß all mein irdisches Glück in meinem Schwerte liegt? daß es für mich absolute Nothwendigkeit ist, mich auszuzeichnen, mir durch Kriegsdienste einen Namen zu erwerben? Natürlich ist es mir unmöglich gegen meine Glaubensbrüder zu kämpfen, folglich steht mir nur Ein Waffenfeld offen, das der protestantischen Sache."

„Aber die Herrschaft Cerons?" fragte der Herzog mit forschendem Blicke. „Erinnere ich mich doch des schönen

Besitzthums, wenn mich nicht Alles trügt, in den Händen Eures Vaters."

„Ach! gnädiger Herr," erwiederte ich, „das Gut Cerons hat mir niemals zugehört. Mein Vater war im Drange der damaligen Zeiten genöthigt die ganze Herrschaft zu verkaufen mit Ausnahme einer einzigen Ruthe Landes, die er behielt, um den Namen auf seinen Sohn bringen zu können. Alles Uebrige kaufte sein glücklicherer Vetter, der Baron von Blancford, der es bis auf diesen Tag besitzt. So wohlwollend daher Eure Gesinnungen seyn mögen, gnädiger Herr, wenn Ihr mich als Gefangenen zurückbehaltet, benehmt Ihr mir doch jede Gelegenheit mein Glück zu fördern durch den Ruf meines Namens. Erlaubt mir noch mit einem Worte beizufügen, daß das stärkste aller Motive mich veranlaßt, den Weg zur Höhe möglichst bald zurückzulegen."

„Wie, Liebe?" fragte der Herzog, indem er die Hand auf meine Schulter legte und mich lächelnd ansah. „Nein, verhehlt es nicht länger. Ich kann mich in Eure Lege denken, Herr von Cerons. Aber laßt mich einen Augenblick nachdenken." Und er beobachtete mehrere Minuten lang ein tiefes Schweigen.

„Ich hatte mir allerdings Eure Lage ganz anders gedacht," fuhr er endlich fort, „jedenfalls aber ist der ganze Unterschied, daß wir auf einmal thun wollen, was wir zuletzt doch immer zu thun beabsichtigten."

„Mich in Freiheit setzen, hoff' ich, gnädiger Herr?" erwiederte ich.

„Nein," sagte er lachend, „nein; die Ursache Eures Wunsches ist für uns nur noch ein stärkeres Motiv, Euch zu behalten. Franz soll über all dieß mit Euch reden. Ihr beginnt morgen Euren ersten Tagmarsch mit ihm, und vergeßt nicht, ehe wir uns trennen verlange ich von Euch nur Eines: Zu Champigny angekommen sorgt Ihr möglichst Euren Namen zu verbergen, zieht Euch von den Leuten zurück, soviel es sich nur immer thun läßt. Ich spreche darüber noch mit d'Auvergne, er wird Euch Alles genauer sagen. Auf meinem heutigen Marsch begleitet er mich zehn Stunden weit, dann kommt er zurück. Schenkt Allem, was er Euch von mir sagt, Vertrauen, als wärens meine eigenen Worte." Mit diesen Worten verließ er mich. Allerdings wußte ich das Glück zu schätzen über den Gewinn eines solchen Freundes, aber dennoch war ich nicht wenig bekümmert und traurig bei der Aussicht auf eine längere Gefangenschaft in der melancholischen Nähe von Saumur, wohin, wie ich fürchtete, mich der Herzog senden würde.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 79

Stuttgart 1843

P.o.angl. 590 r-77/80
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753234-0